Clemens Brentano

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Zweite Auflage, eingeleitet von Paul Ernst, mit Anmerkungen und Register von Heinz Amelung. Die Zeichnungen des Titelrahmens u. Einbandes sind von Walter Tiemann. Gedruckt wurde das Buch bei F. A. Lattmann in Goslar.

Erschienen im Jahre 1909

Clemens Brentanos Frühlingskranz

aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte.

Erster Band.

1235-67
22/7/12

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Und, liebes Kind, bewahre meine Briefe, lasse sie nicht verloren gehen, sie sind das Frömmste, Liebevollste, was ich in meinem Leben geschrieben, ich will sie einstens wieder lesen, und in ihnen in ein verschloßnes Paradies zurückkehren. Die Deinigen sind mir heilig! — Heidelberg 1805.

Verliere keinen meiner Briefe, halte sie heilig, sie sollen mich einst an mein besseres Selbst erinnern, wenn mich Gespenster verfolgen, und wenn ich tot bin, so flechte sie mir in einen Kranz. — Holland 1807.

In einem Brief an Sophie von Schweizer schreibt Clemens Brentano über sein Leben:

„Ich bin jetzt, was man so nennt, so ziemlich am Leibe ganz gesund, und wenn ich mit diesem Briefe fertig bin, wende ich mich zu der Krankheit meiner armen Seele, erforsche mein Gewissen, und bereite mich zu einer Generalbeichte. . . . Indem ich, auf der Höhe des Lebens angelangt, fühle, daß der Abhang vor mir ist, sitze ich wie ein armer, müder und kranker Wandersmann unter einem Kreuze des Weges, ein wenig Wasser aus dem Quell zu trinken, und ein Stückchen Brot zu essen, dessen Du und die Deinigen mir auch ein Teil in den Ranzen gesteckt haben; lohne es Gott vieltausendmal an Euch und Euern armen Seelen! Dir nicht ferne, auf einer kleinen Anhöhe, von vielen Abgründen unterbrochen, liegt, von der untergehenden Sonne beleuchtet, das himmlische Jerusalem, die Stadt Gottes, unser aller Ziel; barmherziger Gott, wie soll ich es erreichen? Nichts Unreines noch Ungerechtes wird dort eingelassen. Im Tor ist strenge Rechenschaft, bis auf den letzten Heller muß bezahlt sein; jedes vergebliche Wort wird verrechnet; ach! da suche ich wohl in meinem Wanderbüchlein nach und blättere in meinen Pässen und Rechnungen. Dein Paß ist ausgestellt in der heiligen Taufe nach dem himmlischen Jerusalem; aber auf allen Stationen gen Babylon

zu ist er visiert.... Wie eine Menge kostbarer Mineralien, Kristalle und Erzstufen, die man lose zwischen Wäsche in einem Koffer auf dem Wagen versendet, wie sie ankommen als eine unkenntliche, zerriebene Masse von Zunder und Staub, so ist alles in uns gestaltlos und vernichtet; wir sind nichts mehr, wir gelten nichts, wir wissen nicht mehr, wer wir sind, ahnen kaum, wer wir waren. Endlich aufgelöst in Wind und Wetter und Tränen der Leidenschaft, und wieder stillestehend in Not und Kummer, schossen hie und da wieder einige Kristalle an und gaben Zeugnis, was hier alles zugrunde gegangen. O, das fühlte ich oft mit herzzerreißendem Weh, während ich mit am tiefsten in der Zerstörung lag."

Nicht unpassend mögen wir bei den heiteren Gaukeleien des „Frühlingskranzes" an eine solche spätere Lebensbeichte denken; denn der ernste Leser wird schon in dem sprühenden Witz, der Heiterkeit, Anmut, Ironie und Phantasie der Jugendbriefe den Keim der Zerstörung spüren, und die Freude an der jugendlichen Lebenspoesie dieser Briefe wird für ihn immer tragisch sein.

Es wäre schamlos, dem seelischen Geheimnis Brentanos zu nahe nachzuspüren, der Gott suchen mußte, weil er nicht sich finden konnte; wir wollen aus seinem Leben nur erzählen, was durchaus notwendig für das äußere Verständnis der Briefe ist.

Der Frankfurter Kaufherr Brentano heiratete in zweiter Ehe 1774 Maximiliane von la Roche, die

Tochter des trierischen Kanzlers von la Roche und seiner Gattin Sophie, der Romanschriftstellerin, Jugendfreundin Wielands und Bekannten Goethes. Clemens wurde als drittes Kind aus dieser Ehe im Herbst 1778 geboren, Bettine als siebentes im Frühjahr 1785, sie ist also fast sieben Jahre jünger als der Bruder. Nur die ersten Kinderjahre durfte Clemens unter den Augen seiner anmutigen Mutter verleben. Von seinem sechsten bis elften Jahre wurde er mit der Schwester Sophie von einer Tante Luise Möhn in Koblenz erzogen und verbrachte dann drei Jahre in einer Mannheimer Pensionsanstalt, die er auf seine Klagen über den Direktor mit einer anderen Pension in Bonn vertauschen durfte. Während dieser Übersiedelung starb seine Mutter, deren er stets mit sehnsüchtiger Liebe gedenkt. Dagegen hat er der Tante Möhn eine ganz ingrimmige Erinnerung bewahrt, die auch in den Einleitungsterzinen zu seinen „Romanzen vom Rosenkranz" hervorbricht. Wir stellen diese erinnerungsschweren Verse, die die schönste Einleitung in die Welt des Frühlingskranzes bilden, in unsrer Ausgabe den Briefen voran.

Mit seinem siebzehnten Jahre nahm ihn der Vater nach Frankfurt in sein Geschäft und schickte ihn bald darauf als Lehrling zu einem Handelsfreunde in Langensalza. Neben seinem streng gezügelten prosaischen Leben als Lehrling zwischen Heringen, Kaffeebohnen, Tabaksballen und Ingwerbüchsen ging eine um so zügellosere phantastische Existenz in geträumten

poetischen Zuständen und Verhältnissen einher, und der innere Gegensatz dieses Doppellebens mußte jenes Kämpfen gegen sich selbst, jenes Sichverbergen hinter seinem Witz, Furchtsamkeit, den zerreißenden Humor, die Schamhaftigkeit und das geängstigte Gewissen, und das Übertreiben durch immer mehr ins Unwahre gesteigertes Gefühl erzeugen, welches alles zuletzt den Kern der Persönlichkeit zerreiben wird. Dem ungeduldigen Drängen des in eine ungeeignete Umgebung gebrachten Jünglings gab der Vater endlich kurz vor seinem Tode nach und gestattete ihm zu studieren. So ging Clemens nun im Frühling 1797 als Student der Berg- und Kameralwissenschaften nach Halle, fühlte sich aber hier recht unglücklich. Nach einem Ferienaufenthalt im elterlichen Hause zu Ostern 1798 bezog er die Universität Jena, wo er sich dem Einfluß der jungen romantischen Schule rückhaltlos hingab. In jenen Ferien traf er zum erstenmal mit seiner Schwester Bettine zusammen, die damals dreizehn Jahre alt war.
In unserem Briefwechsel schildert Bettine das erste Zusammentreffen zwei Jahre später: „Meine alte Puppe vor zwei Jahren! Heut hats mich geplagt, ich mußte sie wieder einmal betrachten, mit der ich mich zum letztenmal unterhalten hatte, als Du zum erstenmal hierherkamst, Clemente! Du weißt noch, wie ich sie geschwind unter den Tisch warf, als Du hereintratst, und ich sah Dich an und kannte Dich nicht und hielt Dich für einen fremden

Mann, der mir aber so wohlgefiel mit seiner blendenden Stirn, und Dein schwarz Haar so dicht und so weich, und Du setztest Dich auf den Stuhl, und nahmst mich auf einmal in Deine zwei Arme und sagtest: Weißt Du, wer ich bin? ich bin der Clemens! Und da klammerte ich mich an Dich, aber gleich darauf hattest Du die Puppe unter dem Tisch hervorgeholt und mir in den Arm gelegt, ich wollte aber die nicht mehr, ich wollte nur Dich. Ach, das war eine große Wendung in meinem Schicksal, gleich denselben Augenblick, wie ich statt der Puppe Dich umhalste."

Der letzte Satz stellt den Typus von Bettinens Empfinden dar. Man hat von ihr gesagt, sie sei wesentlich schauspielerisch, und das ist wohl das richtigste Urteil über sie, indem Schauspieler darstellen können, was sie nicht sind, und, wenn sie wenigstens gute Schauspieler sind, doch dabei immer als Schauspieler wirken und nicht als die dargestellten Menschen. Bettine war eine gute Schauspielerin, sie stellte das Kind dar, aber sie wollte nie den Anschein erwecken, daß sie das Kind sei. Darin liegt der ganz unsagbare Reiz ihrer Briefe und ihrer Persönlichkeit: um den ganz zu empfinden, muß man wohl Dichter sein, denn andre verstehn vielleicht sogar das Schauspielersein als einen Vorwurf.

Bettinens Jugend war glücklicher gewesen als die des Bruders: zunächst war sie in Fritzlar in einem Kloster erzogen, dann bei der Großmutter la Roche in Offen-

bach; man hat bei ihr durchaus das Gefühl einer ungestörten und harmonischen Entwicklung ihres Selbst — freilich eines durchaus nicht harmonischen Selbst. Der edle Eichendorff schreibt einmal über den Frühlingskranz, daß in ihm zu finden sei „die heimliche Angst Brentanos vor dem eigenen Dämon, den er in der gleichbegabten Schwester wie ein erschreckendes Spiegelbild wiedererkannt und daher aus allen Kräften bekämpft hat; das Ganze ist wie ein Monolog eines Besessenen, dessen innere Geister hier, nur mit verschiedenen Stimmen, wechselweise miteinander streiten". Das Urteil ist tief und wahr, aber es bedarf einer kleinen Korrektur; Clemens hatte die Bettine-Natur, aber er hatte noch eine andere Natur; Bettine floh stets ihr Ich, Clemens suchte es, dank dieser zweiten Natur; dieser verdankt er es, daß er über das Gaukelspiel sich zur Dichtung erhebt, und daß er später Gott gefunden hat, den er stets, wenn auch lange Zeit in dunklem Drange, gesucht hatte. Bettine hat Gott nie gefunden, denn für sie gab es keinen Gott.

Zwei Jahre nach dem ersten Zusammensein der Beiden beginnt der Briefwechsel; er dauert drei Jahre lang, bis zu Clemens' Heirat mit Sophie Mereau im Jahre 1803. Ein zweiter Band, welcher die späteren Briefe enthalten sollte, ist nicht erschienen.

Brentano hat in seinem späteren Leben über seine Jugendschriften hart geurteilt: sehr mit Unrecht, denn

in Wahrheit ist er auch in seiner frommen Zeit wesentlich nicht anders gewesen wie in seinen Jünglingsjahren. Wir Menschen verändern uns nicht so tief, wie wir selber glauben, nur die Stellung, die wir zu uns selbst annehmen, wird anders. Deshalb hatten in Wahrheit auch noch in seinem Alter die Worte Gültigkeit, die Bettine aus Briefen von 1805 und 1807 vor die erste Ausgabe von 1844 setzte, wenn er selbst sie auch nicht mehr anerkannt hätte.

Der klassische Dichter verschwindet hinter seinem Werk. Je vollkommener, klassischer eine Dichtung ist, desto mehr sind die von ihm erzeugten Empfindungen abgeschlossen und in sich verbunden, desto weniger wird die Neugierde nach irgend einer Ergänzung erweckt, die etwa aus der Kenntnis von der Persönlichkeit des Dichters kommen kann. Ja, wir haben sogar die Vorstellung, daß der Dichter unter seinem Werk stehen müsse. Bei dem romantischen Dichter haben wir umgekehrt den Wunsch, nach seinem Werk auch seine Persönlichkeit kennen zu lernen, von der wir ahnen, daß sie bedeutender sein müsse wie das Werk: er kommt ja selbst immer zum Vorschein in seinem Gedicht, zerstört selbst viele Eindrücke und erhebt sich durch seine Ironie beständig über seine Gestaltungen und Empfindungen. Bei unserm Buche ist dieser Wunsch doppelt stark, denn die Briefbücher Bettinens sind überhaupt eine Art Selbstdarstellungen der Menschen; was uns in ihnen erfreut, das ist nicht nur das Poetische in

ihnen, die Kunst und alles Schöne, sondern auch die wirklichen Menschen; denn eigentlich sind ja die Briefe aus dem Leben und für die Wirklichkeit geschrieben; bei Clemens und Bettine vielleicht schon mit einer kleinen Koketterie; und die Überarbeitungen Bettinens sind offenbar nirgends so bedeutend, daß sie den Briefen den Charakter des echten, für einen bestimmten Zweck an einen wirklichen Menschen gerichteten Briefes nehmen könnten.

Da sind nun Clemens wie Bettine gleich merkwürdig. Bettine hat nur Briefe geschrieben und Briefbücher bearbeitet; Clemens hat aber selbständige Dichtungen geschaffen; beide sind als Menschen, was sie als Schriftsteller waren.

Es möge eine Schilderung Brentanos von Eichendorff ungefähr aus der Zeit unserer Briefe hier stehn: „Eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete; eine eingeborene Genialität, die er aber selbst keineswegs respektierte und auch von andern nicht respektiert wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinktmäßig aufspürte und sich somit überall ingrimmige Feinde erweckte."

Zu dieser gedanklichen und tiefen Schilderung wollen wir die poetische und oberflächliche Darstellung Bettinens nehmen in Band II, Seite 14 und 15.

Man hat gesagt, daß Bettine eine stärkere Persönlich-

keit gewesen sei als Clemens: sie war die ärmere und weniger liebende; deshalb unterlag sie nicht in dem Maße wie Clemens der Gefahr des planlosen Dahinlebens, des Verschwendens, das für einen Dichter entsteht, wenn er gegen jede Kraft, die er besitzt, eine feindliche Kraft ausspielt; sie hatte nicht die männliche Schamhaftigkeit, welche die Empfindung vor den andern Menschen durch Verstand und Witz verbergen möchte und dadurch zerstört; und sie besaß in hohem Maße die Kunst der Schauspielerin, mit ihrem Mitspieler mitzugehen, und während sie in Wahrheit allen ihren Reichtum aus dem andern nimmt: Fremden und selbst dem Mitspieler gegenüber doch als die eigentliche Besitzende, ja als die Gebende zu erscheinen. Und doch hatte Kunigunde Brentano recht, als sie am 17. März 1801 an Clemens schrieb: „Es ist schön wenn man so sehr wie Du auf ein so herrliches Geschöpf wie Betine ist würken kann. Gebrauche Deine Gewalt gut, zu Betinens Glück, es wird dann das Deinige in der Zukunft ausmachen."

Wenn wir die schönen Jugendbriefe dieses Bandes lesen und uns erfreuen an dem Funkelnden, Sprühenden, Schnellen und Witzigen in Schlag und Gegenschlag der Empfindung, so wollen wir doch nie vergessen, daß die Beiden durch diese Art sich selbst zum Opfer gebracht haben; in noch ganz anderm Sinn, wie sonst bei Dichtern, ist es der Beiden Herzblut, das für unsere Freude fließt.

Die Eingangsterzinen zu den „Romanzen vom Rosenkranz"

In weiter Kammer schlief ich und die Brüder
Auf stillen Betten, die der Traum umspielet;
Der Amme Lied ertönte still, und nieder
Die Winternacht mit kalten Sternen zielet.
Gesegnet seid, ihr ernsten nächtgen Scheine,
Die ihr mir in die junge Seele fielet!
Ich fühlte mich in Frieden klar und reine;
Der Brüder Herzen hört ich um mich schlagen,
Ergötzt war meine Brust, ich wacht alleine,
Hört sie im Traum die kindschen Wünsche klagen.
Der Eine sprach von Wagen und von Rossen.
„Hinan, hinan!" hört ich die Schwester sagen,
„Ein Auge schließ ich auf der Leiter Sprossen,
Daß mich der tiefe Abgrund nicht ergrause."
Sie wußte nicht, daß beide sie geschlossen.
Die Andre sprach von ihrem Blumenstrauße,
Wie er schon wieder frisch erblühen werde;
Und die ihr nah: „O tritt die Spitzenkrause
Mir nicht so liederlich hin an die Erde!"
Doch ferner schlummert Einer; heftig bebet
Sein Busen, und mit trotziger Geberde
Spricht er: „Seht hin, Geliebte, seht, es schwebet
Der Luftball hoch, ich habe ihn erfunden!"
Dann wirft er sich im Bette, hoch erhebet
Die Füße er, das Haupt hängt er nach unten.
Des Fensters Schatten lag gleich einer Leiter

Auf seiner Decke; künstlich eingewunden
Erseufzt er tief und schlummert lächelnd weiter.
Auf eines Mägdleins Bette glatt gestrichen
Erglänzt zur andern Seite Mondschein heiter;
Die weißen Röcklein auf dem Stuhle glichen
Zwei Engeln, die ihr still zum Haupte wachten.
Still war sie, bis der Mond von ihr gewichen;
Er senkte sich zur Erde. Sprünge machen
Sah ich ein Kätzlein schwarz beim letzten Bette;
Es spielte mit umhergestreuten Sachen,
Ein Strumpfband wars und eine Blumenkette;
Und als der Mond am Bett hinaufgeschwebet,
Sah ichs, als ob es glühnde Augen hätte.
Bang hob ich mich, und mir entgegen hebet
Das Mägdlein sich und sprach: „Wie schön gesungen
Hat heut die Amme, noch das Herz mir bebet:
Frau Nachtigall, mein Herz ist mir zersprungen."
So sprach das Kind und legte still sich nieder.
Ich fühlte mich mit Weh und Lust durchdrungen,
Ein stilles Feuer zog durch meine Glieder.
Oft hieß es mich empor nach ihr zu sehen,
Und immer hob ihr lockigt Haupt sie wieder.
Dann sprach sie Worte, mir nicht zu verstehen,
Gebetet war es, und es war gedichtet,
Und bis ich sah den Mond mir untergehen,
Blieb mir ihr Haupt genüber aufgerichtet.
Dann hört ich draußen — harte Worte klangen,
Bis eine milde Stimm den Streit geschlichtet.
In unsre Kammer leise kams gegangen,

Von Bette schlichs zu Bette, gab uns Küsse
Und segnet uns auf Stirne und auf Wangen.
Ich war der letzte. Heiße Tränengüsse
Fühlt ich aus Mutteraugen auf mich fließen.
Ich wußte nicht, warum sie weinen müsse,
Ich traute nicht den Arm um sie zu schließen.
Und als sie aus der Kammer war geschieden,
Da mußten meine Augen Tränen gießen,
Da fühlte ich zuerst den Schmerz hienieden!
Ich betete: „Maria sei gegrüßet,
So viele Tränen sie geweint!" und schlief in Frieden.

Viel war ich krank, kam wenig an die Sonne,
Die bunte Decke war mein Frühlingsgarten,
Die Mutterpflege war mir Frühlingswonne.
Ich konnte oft den Abend nicht erwarten,
Wenn sie die Wundermärchen uns gesungen,
Daß rings die Kinder in Erstaunen starrten.
Und keines ist mir so ins Herz gedrungen,
Als von des süßen Jesus schweren Leiden,
Wie des Herodes Kindermord mißlungen,
Maria durch Ägypten mußte reiten,
Und was sie da erfuhr in schweren Nöten.
Da focht ich in Gedanken gen die Heiden
Und sah ihr Blut in allen Abendröten. —
Oft kam ein alter Diener mich besuchen,
Mit kräftgen Reden meine Zeit zu töten,
Die Tasche leer vom oft versprochnen Kuchen,
Ein Meister im Versprechen und Beteuern,

Was oft sich falsch bewährt; dazu ohn Fluchen
Konnt er mit seinen Augen Glaub erneuern.
Vom Antichrist tät er mir prophezeien,
Und hat zum Held gen ihn in Abenteuern
Vor allem mich mit einem Schlag geweihet,
Den scherzhaft er mir auf das Haupt gegeben;
Doch meine Seele ihn des Ernstes zeihet;
Nichts traf so ernsthaft mich in meinem Leben;
Der Antichrist erfüllet mich mit Schrecken,
Und täglich mußt ich vor dem Trüger beben.
Ich sah ihn stets gen mich die Hand ausstrecken:
Allmächtiger, erleuchte meine Tage
Und wolle mich vor meinem Feind verstecken!
Und da dem Alten ich die Angst so klage,
Sprach er: „Wenn du drei Tage ohne Weinen
Geduldig bleibst, ich dich zur Kirche trage,
Da sollst du dir ein großer Held erscheinen,
Man wird dich singend bei dem Eintritt grüßen."
Ich glaubte ihm. Bei aller Krankheit Peinen
Ließ keine Trän ich von den Augen fließen.
Und als die Stunde endlich war erschienen,
Ward ich geschmückt vom Kopf bis zu den Füßen.
Ich ließ mich stolz, gleich einem Herrn, bedienen;
Der Alte selbst trug mich auf seinen Armen
Und machte übertrieben ernste Mienen.
Ich fühlte mich vom Sonnenschein erwarmen,
Und als wir uns dem alten Kloster nahten,
Gab an der Pforte ich den frommen Armen,
Die barhaupt bittend uns entgegentraten,

Was ich besaß, sechs neue blanke Heller.
Mein Träger ging auf wohlbekannten Pfaden;
Er zeigte links hinab: „Dies ist dein Keller",
Sprach er, „da hast du deine vollen Fässer
Mit allen Sorten bestem Muskateller!"
Ich glaubte ihm, und mit dem blanken Messer
Uns da ein schwarz und weißer Mönch begegnet.
Der Alte sprach: „Nun sieh, stets kommt es besser!"
Und als: „Wer war es?" ich ihm scheu entgegnet —
„Dies war dein heilger Pater Küchenmeister,
Was er am Spieße brät, das ist gesegnet.
Er ist aus Schwaben und Marcellus heißt er;
Er soll den Antichrist zum Spieße stecken,
Er ist ein Zauberer, beschwöret Geister."
Nun hörte ich durch blühnde Gartenhecken
Die Orgel aus der Kirche rührend klingen;
Mich faßte da ein nie gefühlt Erschrecken.
Als endlich zu der Kirche wir eingingen,
Des Weihrauchs süße Wolken mich umwallten,
An hohen Säulen goldne Engel hingen,
Der vielen Bilder seltsame Gestalten,
So stille und so kühl die hohen Bogen,
Wie unsre Schritte in den Hallen schallten,
Die Orgeltöne jubilierend zogen,
Und wie die Mönche zu den Stühlen schlichen:
So wunderbar hat nie mein Herz geflogen.
Der Alte machte mir des Kreuzes Zeichen,
Mit Weihewasser er mich tüchtig sprengte,
Befahl mir dann, zu horchen und zu schweigen.

Die Seele sich in meine Ohren drängte.
Als laut im Chor sie meinen Namen sangen,
Entzücken sich mit tiefer Angst vermengte.
Die Worte mir wie Feur zur Seele klangen:
„O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!"
Ein ewiges Gefühl hab' ich empfangen.
Ruft man mich Clemens, sprech ich still: „o pia!
In meiner letzten Stund dich mein erbarme;
O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria,
Empfange meine Seel in deine Arme!"

Schon siebenmal war Weihnacht mir erschienen
Mit ihres Kinderschatzes frommem Glanz;
Ich konnte lesen und die Messe dienen.
Die Erde stand in Frühlingsfreude ganz;
Des lustgen Pfingstfests Feier zu begehen,
Schmückt man die Kinder mit dem Blumenkranz.
Zur Kirche sah man tausend Kinder gehen;
Es teilt die Firmung dort der Bischof aus,
Daß sie bestätigt in dem Glauben stehen.
In Feierkleidern trat ich aus dem Haus
Und zog mit vielen Kindern zu der Weihe,
Wie sie geschmückt mit einem Blumenstrauß.
Am Chore knieend in der langen Reihe
Hab ich vom Bischof da das Öl empfangen
Auf meine Stirne, Gott mir Kraft verleihe!
Den Backenstreich empfingen meine Wangen,
Daß ich gedenke an den ernsten Tag,
An dem zur Kirch ich neu bin eingegangen.

Derb und empfindlich schien bei mir der Schlag;
Er sah in mir wohl jenes irdsche Wanken,
Das zu bestimmen noch ich kaum vermag.
Ich trat erschüttert aus den heilgen Schranken,
Und meine Stirn umschlang ein blaues Band.
Jedoch in mir, da schwankten die Gedanken,
Denn mir zur Seite an dem Altar stand
Ein kleines Mägdlein, das mich tief gerühret;
Ich faßte heftig ihre kleine Hand
Und habe sie zwei Schritte wohl geführet.
Da sprach mein Führer: „Laß das Mägdlein stehn!
Dergleichen Spiel allhier sich nicht gebühret."
Sie schied von mir, ich mußte weiter gehn;
Verschlungen ward das Kind mir von der Menge,
Und nimmer hab ich wieder es gesehn.
Von Sehnsucht wird noch jetzt die Brust mir enge;
Ich suche jetzt wohl noch nach jenem Kinde,
Und immer mehr tritt mirs aus dem Gedränge.
Traf mich des Priesters Hand dort nicht gelinde,
So traf mich schärfer noch mit seinem Pfeil
Der kleine Cupido mit seiner Binde.
Des Priesters Schlag rührt mich nur kurze Weil,
Und nie genas ich von der Liebe Wunden;
Der Tod empfängt den Kranken noch nicht heil.
Du zartes Mägdlein, die mir dort verschwunden,
Siehst du auf Erden noch das süße Licht,
Hast du gelebt und hast du Leid empfunden,
Begegnet dir dies dunkele Gedicht:
Nimm hin den Gruß und Dank, du Namenlose,

Im irdschen Traum du himmlisches Gesicht!
Und schläfst du schon in unsrer Mutter Schoße,
So falle dir aus meinem ernsten Kranz
Ein Opfer auf das Grab: die weiße Rose!

Getrennet lebte fern ich von den Meinen
In strenger und unmütterlicher Zucht.
Denk ich der Zeit, seh ich sich mir versteinen
Die Tage in des Lebens Blumenflucht,
Wie kleine Gärten zwischen steilen Mauern,
Die nie ein Sonnenstrahl hat heimgesucht,
Wo kalte Marmorkinder einsam trauern,
Die wilder Buchs und Salbei trüb umkreist.
Ihr kennet wohl des Knaben einsam Trauern!
Ich fühlte elend mich und tief verwaist.
Du Schwester, die die trüben Tage teilte,
Du fühltest auch, was fremde Pflege heißt.
Den Genius, der früh bei mir verweilte,
Den sah ich dort zuerst, als unerkannt
Er mir das junge Herz begeisternd heilte.
Da schmückt ich mich mit einem blauen Band,
Und fesselt mich mit goldpapiernen Ketten,
Trug einen Schäferstab in kindscher Hand
Und auf der Brust geweihte Amuletten.
Ein alter Scherbenhügel war mein Thron;
Ich sprach: „Wer will den armen Sklaven retten?"
Fürst, Schäfer war ich, und verlorner Sohn,
Und sehnt mich zu den zarten Wolkenschafen,
Die durch den Himmel überm Haupt mir flohn.

So war ich einſt begeiſtert dort entſchlafen.
Schon ſtiegen die Geſtirne aus dem Blau,
Die gütig mich mit ihrem Segen trafen;
Es ſpiegelte der Traum ſich in dem Tau,
Der meine Stirne kühlend ſchon benetzte;
Er führte mich auf eine ſtille Au,
Wo eine Kinderſchar ſich laut ergötzte.
Fremd ſchienen ſie; ich ſtand an einem Baum,
Zu dem ich ſcheu mich endlich niederſetzte.
O ſeliger, o himmelvoller Traum!
Ich ſah hinauf. Aus deinem Himmel, Linde,
Hing nieder eines weißen Kleides Saum,
Und nieder ſtieg ein Kind aus dem Gewinde
Der Zweige, die es neidiſch mir verſteckt,
Ein Ebenbild von jenem Firmungskinde.
Sehnſüchtig hatte ich die Arme ausgeſtreckt,
Da kamen ſie, dich boshaft mir zu rauben,
Die Unverſtändgen haben mich geweckt.
Nie blüht ihr wieder mir, ihr Jugendlauben,
Im Fackelſchimmer nie betrogner Luſt!
Die Liebe ſtarb, die Hoffnung und der Glauben.
Was füllet jetzt die narbenvolle Bruſt?
Verbrannt das Herz! wie knirſcht die tote Kohle!
Das habt ihr ſtillen Tränen wohl gewußt.
Zur Stube mußt ich, harte Worte holen,
Zur Strafe büßt ich ein mein Abendbrot,
Als hätte ich, was Gott mir gab, geſtohlen:
Des ſelgen Traumes tiefes Abendrot.
Da war mein Herz im innerſten ergrimmet,

Ich fühlte recht, was mir zum Dasein not:
Ein Himmelblau, in dem die Hoffnung schwimmet
Ein Schmerz in meiner freien starken Hand,
Die ihn nach ihren Melodieen stimmet.
Und alles dies, was da zuerst ich fand,
Ward mit Moralien und trocknen Blicken
Zertrümmert mir, was niemals ich verstand.
Entschuldigend erzählt ich mein Entzücken;
Da lachte man den armen Träumer aus,
Den Scherbenkönig, drehte mir den Rücken;
Und als ich weinte, bracht man mich hinaus
Zum dunkeln Gartensaal, voll Malereien,
Der immer mich erfüllet hat mit Graus.
Es schienen da in traurig langen Reihen
Die Bilder von den Schatten überbebt,
Die mondumspielte Rebenlauben streuen.
Den Richter sah ich, der das Schwert erhebt,
Vor Salomon das Kindlein zu zerspalten;
Es schwankt das Laub, er zuckt, er scheint belebt
Ich schauderte und konnte mich nicht halten
Und kniete nieder vor Mariens Bild.
Die Hände hab ich innig da gefalten
Und flehte kindisch zu der Mutter mild:
„O Mutter Gottes, hilf dem armen Kinde!"
Da deckte sie mich mit allgütgem Schild;
Mein Schmerz zerfloß im Beten hin gelinde,
Es senkte nieder sich der ernste Traum,
Ich schlummert ein im Schatten jener Linde.

Seiner Königlichen Hoheit dem
Prinzen Waldemar von Preußen

So weit ists gekommen zwischen uns beiden, daß ich diese letzte Anrede wage und lieber und naturgemäßer sie finde als die auf der ersten Seite. Ich stehe auf einmal da vor Ihnen, und alle Leute auf dem Markt vernehmen, was ich Ihnen zu sagen habe. Vor so viel Leuten ist man aber nicht aufrichtig, man ist da nur schicklich; folglich ists wohl nicht schicklich, aufrichtig zu sein. Da man aber einem Prinzen gegenüber durchaus schicklich sein muß, Aufrichtigkeit aber Unschicklichkeit ist, so machen sich Euer Hoheit gefaßt, entweder was Unschickliches zu hören oder was Unaufrichtiges.
Wenn ich nun meine Zueignung so begönne:
Es ist das aufrichtigste Gefühl der Verehrung und Liebe, was mich bewogen hat, Euer Hoheit dies Buch zu widmen. So würden Sie denken: die Freifrau von Arnim redet dies um der Schicklichkeit willen, denn aus welchen Gründen könnte sie mich so stark verehren? — Daraus müßte ich auf die Bescheidenheit schließen und auf die Einfachheit Ihrer edlen Natur, die größere Forderungen an sich macht. Fahre ich nun fort und sage: In diesem Buch werden Euer Hoheit viel Analoges mit sich finden! so könnten die Schicklichkeitsmenschen behaupten, dies sei sehr unschicklich einem Prinzen zu sagen, er habe Ähnlichkeit mit einer Volksseele. Ich darf Ihnen daher gar

nichts sagen, denn meine Aufrichtigkeit würde entweder von Ihrer Bescheidenheit verneint, oder von dem Schicklichkeitsgefühl der Aristokraten mir verwiesen.

Dem Publikum, in welchem ich mich heimisch fühle, das mich angeregt durch seinen Beifall und durch sein Einverständnis mich inspiriert, zu dem kann ich doch wohl reden ohne Einwendung, da Aufrichtigkeit bei diesem auch Schicklichkeit ist. Nun also: Ihr Leute auf dem Markt! — Ich hab dies frühlingsduftende Buch nur dem darbieten können, gegen den ich keinen Zweifel hege, der Feldblumenkranz könne ihm zu gering sein.

Ich sage Euch aber, Ihr Leute auf dem Markt, Ihr, deren Gewissen Zeugnis gibt von jenen gefürsteten Fürsten, denen der Lorbeer und die Eiche und die Raute Ehrenkränze tragen, daß gleich in der Brust jener großen Männer auch Ihm, der die Huldigung im Feldblumenkranz willkommen heißt, das vaterländisch Edle, der Eifer für Wahrheit, der Glaube an göttliche Dinge, die Würdigung der Volkseigentümlichkeit innewohnen, die sein eigenes Streben mit den Kräften des Gemeingeistes zu allen erhabnen Opfern zusammenschmelzen.

Bettine

Noch einmal leb wohl. Ich habe wie immer auf meinem Rückweg noch recht mit Liebe an Dich gedacht und bitte Dich innig, indem Du stets Dich selbst veredelst, diese Liebe zu veredlen und zu erhöhen, von der der größte Teil meines Glückes abhängt; ich habe jetzt außer Dir für keinen Menschen ein ganz lebendiges Interesse, das mir selbst Mut geben kann, mich in die Höhe zu arbeiten. Du gibst mir Kraft und Mut und Aussicht, wenn Du in allem Guten gedeihest, denn Du gedeihest meinem wärmeren Anteil an Dir. Suche Dich über das, was man Dir als Pflicht zumutet, zu erheben, mache, daß alles um Dich zufrieden ist. Was Du mehr in Dir fühlst als das gewöhnliche Bravsein, dafür hat die arme Welt ja doch keine Ordnung, das mußt Du still in Dir bilden und Gott selbst dafür Rechnung stehen und mit der ganzen Harmonie der Gefühle dafür dankbar sein. Es ist dem vorzüglichen Menschen gewiß sehr leicht, alle gewöhnlichen Forderungen zufrieden zu stellen, bequeme Dich ein wenig nach der Alltäglichkeit, und sie wird mit ihren Klagen Dir nicht mehr zur Last fallen. Sei fleißig in der Musik und Zeichnung, es sind die unschuldigsten Organe der Güte und Schönheit. Sei Deinen Geschwistern duldsam und verschließe, was Du mir bist, still in Deinem Herzen, denn die meisten Menschen verstehen das nicht und ehren es daher nicht. Du kannst so nur

Dir und auch mir großen Schmerz ersparen, weil es weh tut, wenn das Beßre in uns mißhandelt wird durch den Unverstand. Lebe wohl! Sei recht fleißig am Ofenschirm, damit er bald fertig wird, ich freue mich drauf, daß die Flamme durch sein Gewebe schimmert, und ich klimpere dann auf der Gitarre dazu Lieder und Melodien, die Dein sind.

Dein Clemens

Lieber Clemens

Dein freundlich Abschiedsblättchen hat mir die Großmama nicht gegeben, ich hätte es vielleicht nie erhalten, wär ich nicht durch Zufall an den Ort gekommen, wo es lag und schon eröffnet war.
Sieh, ich hab Dich so lieb — Du bist so gut —, ich möchte Dir alles sagen, um daß Du mir lehrtest, was mich gut und Dir lieb machen kann.
Der Anfang Deines Briefchens sagt mir zum letztenmal noch einmal Lebewohl! — Werde ich Dich denn lange, lange nicht wiedersehen? und stehe weit zurück von allem, was ich liebe? — Und andre gehen dazwischen hin und her, die gleichgültig sind für Dich und mich! — Die Frankfurter Allee hat allen Glanz verloren, sie ist ganz öde in der Nebelluft, denn weil Du jetzt nicht mit dem Abend dort mir entgegenkommst! — So war doch der Morgen immer auch noch schön, wenn Du am Abend dagewesen

warst. Weil Du willst, ich soll früh aufstehen wegen dem Gold der Morgenstunde, so wollt ich es ihr aus dem Mund nehmen und lief früh mit der Dämmerung schon durch die Allee, wo all Deine Tritte in den Kies geprägt und schön bereift waren; wär ich später gegangen, so hätten die Marktleute drauf herumgetrampelt. Ach, die langen Winterwege, die Du gemacht hast mir zulieb alle! — Aus dem lustigen Haus, wo die Geschwister und Hausfreunde zusammen Witze machten, heraus über die Schneefelder, auf der kalten, einsamen Hoftreppe, wo wir die Winde zusammen flüstern hörten. Und im Schneegestöber bist Du wieder allein in der Nacht den langen Weg nach Haus gewandert! — Ja, Du willst, daß ich Dich immer so liebe, wie Du mich liebst. Und wärst Du doch ganz nah bei mir und könnt Dich ans Herz drücken dafür, daß ich in Dir finde, was ich vergebens in andern suchte, ein Gespräch, wo die Seele in der Pforte steht in ruhender Stellung zwar, aber so hingebeugt zum Nachbar, so sanft lockend, daß der auch sich ausspreche. — Ich war in Sorgen um Deinen langen, einsamen Weg in der Nacht, die Sterne haben wohl noch mit Dir fortgeplaudert! — Adieu, mein Clemens, leide immer, daß ich ein wenig an Dich schreibe, und wenn meine Briefe auch unbedeutend sind, es macht mich doch so froh! — Kann ich Dir auch abgebrochene Gedanken schreiben, wie wenn ich mit Dir schwätzte, wo Du mir immer Antwort gabst, eh ichs ausgesagt

hatte? — Ach, wie willst Du mir Deine Briefe schicken, die Großmama gibt sie mir vielleicht gar nicht!

Deine Bettine

Liebe Bettine

Daß die Großmutter Dir den kleinen Brief nicht gab, ist mir sehr leid, es wäre schön von ihr gewesen, hätte sie Dich gebeten, daß Du ihr ihn lesen lassest, das hättest Du denn auch mit Freuden getan; übrigens verzeih es ihr in Deinem Herzen, denn sie hat es gewiß gut gemeint. Diesen Brief schicke ich Dir nun frei mit der Post, es tut mir zwar leid, daß ich Deinen lieben Namen muß so offen auf die Post geben, allein es ist besser als ein andrer Weg, er würde ein Winkelweg sein, da doch sich an Dir zu freuen und Dich zu hüten und verstehen zu lernen dem Bruder ganz naturgemäß ist! —
Schreibe mir auch nicht zu heftig, es ist nicht gut, wenn man sich dran gewöhnt, und man tuts so leicht, weil es einem wohltut; aber ein solcher Brief ist zu sehr Stimmung, und ein Wort gibt zu sehr das andre, da eigentlich die Seele allein jedes Wort geben soll. Schreibe mir von Euern Scherzen und kindischen Einfällen und kleinen Naseweisheiten. Liebe Deine Geschwister und besonders die um Dich sind, mach Dich ihnen unentbehrlich, mache Dich allen geliebt und geehrt, dann ist Dein Inneres ungestört und Deine äußeren Verhältnisse recht an-

genehm in der Welt. Spiele brav Klavier, singe, zeichne und lerne, wo Du kannst, nur damit kannst Du Dir Deinen Lebenskreis erweitern. Ich sehe Dich bald wieder, zu Ostern komme ich gewiß, ich bin gar sehr vergnügt hier, und nächstens schreibe ich Dir alles, wie ich hier lebe. Freude, das ist das Höchste, es ist Gesundheit an Leib und Seele, die man gibt und empfängt.

Dein Clemens

Ob Du mir abgebrochene Gedanken schreiben kannst, wie wenn wir zusammen sprechen? — Liebes Kind, so gut ich von hier aus Dir nicht ins Wort fallen kann, noch ehe Du's gefunden hast, würde ich Dich wohl auch nicht so gut verstehen von so weit. Und dann ists ja auch ein Kunstinteresse, sich voll und bündig ausdrücken zu lernen. Der Schreiber muß zugleich an sich selber schreiben, denn er selbst muß durch den Brief mit sich bekannt werden. Du sagtest mir ja, daß Dir die Welt so unendlich weit vorkomme und Du Dir selber wie verloren darin seist. Und dann sei Dir Dein Lebenskreis wieder so enge, daß Du nur ganz kleine Schritte vorwärts tun könnest. Dies alles kommt daher, daß Du mit Deinem inneren Menschen noch nicht bekannt bist, Du begreifst Dich noch nicht, aber in den Briefen schaust Du in den Spiegel Deiner Seele, darum tut die tiefste Wahrheit Dir selber gegenüber so not,

um auf keinen Irrtum zu geraten über Dich selbst. Denn die edle Seele hat eine höchste Bestimmung! Dieser nachzukommen ist ihre ganze Aufgabe, die Welt ist so voller Ereignisse, ist ein Gewebe, in dem jedes Menschen harmonische Bildung ein notwendiger und haltbarer Faden sein muß. Nicht jeder Faden braucht als sichtbare Figur eingewebt zu sein, aber zur Tüchtigkeit und Festigkeit des Gespinstes trägt jeder bei, der die Wahrheit in sich begründet, ja es ist nicht anders möglich so, als daß er eines, Hauptvermittelung aller wesentlichen Entwickelung werde. Doch was ich Dir hier sage, was Deinem Alter und Deinem Gedächtnis nicht angemessen ist, vergiß es wieder, Liebe, und lasse Dir ins Herz geschrieben sein, daß selbst Jugendspiele und Scherze — kurz alles, was Dir hier dem Gesagten gegenüber vielleicht unbedeutend erscheint, nie unbedeutend sein kann, solange es die in überquellender Lebenslust unverwirrten, unverwickelten Gedanken hervorsprudlen.

An Clemens

Clemente! Zu Ostern willst Du kommen? heute haben wir den 22. März! — Nein, es sind beinah noch vier Wochen. Aber es wird dann schon sehr schön im Garten sein. Ich habe unsre Rasenbank erhöht, das muß früh geschehen, das kurze Gras muß recht dicht wachsen. Unsre Katze hat Junge, sie sind so allerliebst, Clemens, der Frühling ist

nicht mehr zu leugnen, die Reben weinen. Es ist ja auch in wenig Zeit schon Mai, aber doch in vier Wochen erst, denn dann ist gewiß das schönste Wetter.

Ich soll von meinem Tagewerk Dir schreiben und was wir Geschwister zusammen treiben. Heut war ich den ganzen Tag im Garten, ich hab ja am Tag, wo Du fort bist, am Abend noch ein Beet umgegraben und hab Salat hineingesäet, er ist schon heraus, ich mußte eine Strohdecke drauflegen gegen unzeitigen Frost. Ich will mir doch nichts mehr von den Menschen weismachen lassen! Und statt am Abend mir Vorwürfe zu machen, daß ich alles besser wissen will, bin ich am frühsten Morgen schon auf, wo die ganze Welt noch schläft, und beobachte sie; erst kommen die Tauben, sie baden sich und trinken am Brunnen zwischen den Steinen das Wasser, ich hab sie gelockt auf der Haustreppe mit gestohlenem Futter! Morgenstund hat Gold im Mund, darum soll ich früh aufstehen, meinst Du. — Es war noch ganz nebelig und verschlafen, doch bald fiel das Gold der Morgenstunde schräg in die Straße, in den Hausgiebeln gingen die Fenstern auf, da wohnen die jungen Mädchen, die wollen auch Morgenluft schlucken; ich ging um die Ecke am Kanal längs den Gärten, da sind so viel Veilchen, man steckt sie in den Busen, sie duften Dir ein Weilchen, es ist ihre Sprache. Als ich vom frühen Spaziergang heimging, sah ich den Bäckerjungen

laufen, er ſchellte am Haus, wo die Emigranten wohnen, der Duc de Choiseul guckte aus dem Fenſter und kaufte Milchbrot, ich wollte ihn nicht beſchämen und kehrte wieder um; als ich zum zweitenmal zurückkam, trat die Milchfrau ans Fenſter, die ihm die Milch abmaß. Da kamen noch viele Milchtöpfchen zu allen Fenſtern heraus; einer, der ſich von Spitzbuben umringt ſieht, kann ſich nicht ängſtlicher durchſchleichen, als ich zwiſchen dem Milchhandel dieſer vornehmen Emigranten; ehemals waren ſie von einer großen Valetaille umringt, die ſich wieder bedienen ließ von allerlei Geſindel, und nun ſind ſie eingerichtet in eigner Perſon, wie kompendiöſe engliſche Reiſeneceſſaire, wo man alles beiſammen hat, ſelbſt das Überflüſſige. Iſts möglich, daß man ein Heer von Müßiggängern beſchäftige mit Angelegenheiten, die nur der Müßiggang notwendig macht. Sie malen, ſie ſchleifen in Glas, ſie ſticken Blumen auf Bandſchleifen, ſie drechſlen, ſie überſchwemmen das Land mit närriſchen Künſten, und die Großmama wundert ſich, daß unter allen keine Gelehrten ſich finden.

Deine Bettine

Liebe Bettine

Ich komme in ein paar Wochen wenigſtens auf einige Tage nach Frankfurt, und Du biſt eigentlich die Urſache, freue Dich darauf und habe mir recht

viel zu sagen. — Was Du einmal in Offenbach schriebst, lese ich noch oft mit vielem Genuß, es ist mir wie ein ewiger Brief von Dir. Ich bitte Dich, bring alle jene Gedanken, die Dir selbst auffallen, zu Papier, es ist eine schöne Gewohnheit, und wenn man einstens in ganz andern Verhältnissen ist, so sind solche Blätter liebliche Andenken verfloßner Frühlinge. Ich kannte ein recht liebes Mädchen, die arm und von geringen Eltern war, sie konnte nicht schreiben und bezeichnete alles, was ihr am meisten auffiel, mit Blumenblättern, die sie zu solchen Zeiten gebrochen hatte; diese Blätter hätte sie nachher um vieles nicht gegeben, als sie schreiben konnte und für eine gescheute Frau galt, ja diese Blumenblätter sind mir lieber als das, was sie nachher schrieb, denn an denen kann sie ihre Fortschritte sehen, an dem folgenden nur, wie sie stehen blieb. Dies letztere wird nun nie bei Dir der Fall sein, Du wirst nie stehen bleiben, Du wirst ewig fortfahren, Deine Seele zu bilden. Diese Bildung besteht nicht sowohl in Kenntnissen, die man uns lehrt, als in der eigentlichen Erkenntnis. Eine gebildete Seele ist die, die alle Kenntnisse, die sie hat, wie der bloße Mensch seine Sinne, anwendet, alles um sich herum zu vernehmen und zu beurteilen. Der bloße gesunde Mensch hört, sieht, fühlt, spricht; dem Gebildeten aber wird das Gehör zur Musik, das Gesicht zur Malerei, das Gefühl zur Gestalt, und die Sprache zur schönen gebildeten Sprache, alle seine Bildung

und seine Liebe zu verkündigen. Drum sei hübsch fleißig und fröhlich, treibe alles recht so von selbst, ohne irgend gleich darauf zu denken, wie das und jenes, was das eigentliche Ende davon ist, dabei herauskomme; das Ende einer jeden Kenntnis sind wir selbst, die Menschen, und unser erhöhtes Talent, sie zu lieben, zu begreifen und uns ihnen verständlich zu machen. Lebe wohl.

Dein Clemens

Lieber Clemens

Clemens, Du hast mich mit Deinem Brief übereilt; ich wollte Dir ja noch mehr schreiben, letzt am Donnerstag gab ich den Brief so schnell auf die Post, weil ichs nicht erwarten kann, daß Du meinen Brief hast, er ist ja bloß eine Liebkosung meiner Seele, von der Du willst, daß sie durch ihre harmonische Bildung in das Gewebe der Weltereignisse sich mit als ein notwendiger Faden einwirke, und Du meinst, es ist zu schwer für mich, das zu verstehen? — Lieber Clemens, dies alles spricht ja laut genug und täglich und stündlich zu mir! — Aber! — Freilich, ein großes Aber fährt aus blauer Luft, ein Blitz auf mich ein! Und ich schäme mich, meine Gedanken vor Dir auszusprechen. Wie soll ich denn anfangen? — Ja ich müßte Dir von meiner Verwundrung sprechen über alles, was ich sehe und höre in der Welt! über die Lehren, die jene Leute

mir geben, die mich zu einem angenehmen und liebenswürdigen Mädchen erziehen wollen. Das kommt mir aber gar nicht angenehm, sondern sehr horribel vor, was andre Leute wohlerzogen oder gebildet nennen. Ach und Du meinst, ich könnte diesen Anstandsforderungen genug tun? — Ach, Clemens, weißt Du, daß mich dies alles ganz dumm macht? — Ich verstehe entweder Deine Briefe nicht, oder alles, was Du willst, läuft stracks dem zuwider, was jene heischen! — Und ist das nicht eine sklavische Art des Seins, vor andern Menschen sich zu benehmen, und wird die Seele sich nicht an das Knechtische gewöhnen, die den Konvenienzen auf Kosten ihrer reineren Gefühle nachgibt! — Ich bin so ärgerlich, es hat mich was gekränkt. Das junge Mädchen, was uns sticken lehrt, ist eine Jüdin, sie heißt Veilchen, es ist ein recht liebkosender Name, und ich fand letzt das erste Sträußchen ihrer Namensvettern zusammen, da ging ich ganz früh zu ihr, um sie damit zu überraschen, ich fand sie auf der Treppe mit dem Besen in der Hand, sie war beschämt, ich aber gleich nahm ihr den aus der Hand und sagte, ach lassen Sie mich auch ein bißchen kehren. Da kam so früh schon, denn es war noch nicht sieben Uhr, der Hofmeister vom Eduard Bethmann vorbei, der mußte es der Tante gesagt haben, daß er mich vor der Haustür eines Juden auf offner Straße kehrend fand — ich muß jetzt lachen, denn es ist auch recht lächerlich —, ich will Dir die derbsten

Ausdrücke von der Tante ihrer Mercuriale ersparen, sie meinte nur, ich sei verloren, für ein besseres Dasein verloren, ich habe mich gänzlich weggeworfen! Vous n'avez point de pudeur, point de respect humain, on vous trouve balayer la rue main en main avec une juive! Ich mußte lachen! nein, ich konnte nicht anders. Du weißt, ich fürchte die Tante und mag sie nicht gerne beleidigen oder reizen! Cachez vous devant le monde, qu'on ne lise point sur votre front les deshonorants signes de votre effronterie. Ach ich mußte noch einmal lachen, die Tante ging hinaus! Ich hätte sie gern wieder gut gemacht, keine Möglichkeit, ich fühlte, daß ich mich nicht ernsthaft stimmen konnte. Die Bahn war plötzlich gebrochen, ich glaube, ich werde nie wieder dazu kommen, ihre Anstandsregeln zu respektieren. — Ach, und wenn Du wüßtest, wie hübsch es bei dem lieben Veilchen war! — da war alles schon so sauber im Stübchen, ein kleiner Kaminherd, auf dem brannte ein Feuerchen, dabei kochte das Frühstück für den Großvater, der saß dabei und strich seinen langen weißen Bart durch die Finger, Veilchen stickt ein Goldmuster sehr schön in einen rosinfarbenen Sammet, so nennt sie ein sanftes Braunrot in ihrer Judensprache. Die Arbeit ist bestellt, und sie bekommt dann viel Geld, wenn es fertig sein wird. Sie ernährt ihren Großvater und zwei seiner Urenkel, die Waisen von dem gestorbnen Bruder, denen ist die Veilchen ganz wie eine Mutter;

ich half ihr sticken, es ward recht gut, denn ich hab Augenmaß und mache die Stiche sehr egal. Alles, was mit dem Geld angefangen werden soll! — 20 Louisdor! — Da ist so viel zu bestreiten in der Haushaltung, vom Hemd bis auf die Schuhe und Schüsselchen und Töpfchen, und der Herd, der eingefallen ist, und die Ofenplatte geplatzt; das muß geflickt werden, und das Wohnzimmerchen frisch geweißt, wo die Leute eintreten, um die Arbeit zu bestellen. Veilchen ist von der Gattung Mädchen, die einen Nelkentopf vor ihrem Fenster pflegen und Absenker machen und endlich einen ganzen Flor daraus ziehen, die auch wohl ein Myrtenbäumchen zur Blüte bringen, aber kein Kränzchen daraus winden. Es wär auch schade, meinte sie heut morgen und lächelte. — Wir waren so vergnügt zusammen beim Sticken, ich fädelte die Flittern und Goldbouillon auf einen langen Faden, da ging die Arbeit viel geschwinder; wenn sie solche Hilfe hätte, meinte sie, dann würden die Sorgen ihr nicht so leicht über den Kopf wachsen; ich bat sie, daß sie mich alle frühmorgen mit soll sticken lassen, dann würds gewiß acht Tage früher fertig. Früh um vier Uhr geht schon die Sonne auf, da kann ich sticken bis acht Uhr, dann muß ich zur Großmama zum Frühstück — jetzt wirds aber die Tante nicht erlauben, denn weil ich die Gass gekehrt hab — und sollt ichs heimlich tun, das wirst Du mir nicht erlauben, und sollt ichs gar unterlassen? das will

ich nicht. Mein Wort brechen, einem Mädchen, was seinen Großvater ernährt und seine Geschwisterkinder? — sie weiß nichts davon, zum Tanze zu gehen oder schön geputzt in Kleidern auf den Freier zu warten. Und ich wollte da ein kleines unschuldiges Fädchen anspinnen ins Gewebe der Welt, ein einzig klein Fädchen, und — nein, ich solls abreißen, weil sichs nicht schickt. Ach! wo soll ich in der ereignisvollen Welt meinen Faden anknüpfen, wenn das Einfachste gegen den Anstand ist! — Wer hat diese Lügen gemacht? — denn das sind wirkliche Lügen, nach denen ich mich niemals richten werde! Ach, wenn Du hier wärst, Clemens, Du würdest vielleicht es der Tante so vernünftig darstellen, daß sie nichts dagegen haben könnte. Ich hab noch viel zu erzählen, aber nicht heut, jetzt lauf ich in den Garten mit dem Spitz, es ist schon Nacht, ich fürcht mich nicht, wenn der Hund bei mir ist. —

Am 25. März. Jeden Nachmittag kommt der Herzog, der blinde Herzog von Aremberg, mit einem großen Pack Revolutionsblätter, Sieyes, Mercier, Pétion, noch andre, die mit großem Ernst am Weltgeschick weben. Das klingt ein in meine verneinende Seele gegen alles, was ich in der Welt gewahr werde, sie beweisen und heben den Schleier von aller Verkehrtheit. Abends, wenn alles fort ist, spricht die Großmama mit mir, Mirabeau sei ein Komet, der alles entzündet, was sich ihm nähert. Das Große in ihm verstehen lernen, adle die Seele, sie macht Aus-

züge aus seinen Briefen, sie gibt mir eine Nadel, damit soll ich ins Heft stechen, welchen Satz ich treffe, den soll ich als Gedenkspruch bewahren, sie hatte diese Sätze selbst alle gesammelt, und war überzeugt, ich werde mit der Nadel nicht unrecht stechen, aber ich stach in: „Die Macht der Gewohnheit ist eine Kette, die selbst das größte Genie nur mit vieler Mühe bricht", und die Großmama stutzt, ob ich den Satz nicht gar selbst erfunden hab. Nein, liebe Großmama, hier steht er, ich bin nicht Mirabeau, aber sein Geist ist mir ins Blut gegangen, er wird mich ewig mahnen, nicht von der Gewohnheit abzuhängen. Die liebe Großmama! Adieu, mein Clemens, und schreib, daß Du kommst.

Deine Bettine

Liebe Bettine

Ich kann für Deinen lieben Brief Dir nicht besser danken, als wenn ich Dir sage, daß ich die Woche nach Ostern bei Dir in Offenbach bin, Du kannst Dich insgeheim für Dich drauf freuen, denn Du weißt nur mit mir allein, daß ich komme. Ich habe heute einen Brief von der Großmama erhalten, sie hält viel von Dir und möchte alles auf Dich übertragen, was ihr wünschenswert scheint, sie hat mir wieder ihren Wunsch geäußert, Du möchtest Latein lernen. Du kannst es ja ihr zur Liebe eine Zeit-

lang lernen. Obschon die Sprache nichts enthält für Menschen und Vieh, sie ist hölzern und eingebildet, mit einer Wohlbeleibtheit, die in ihrer langen Toga sich auf den Bauch schlägt, um auf ihre Würde anzuspielen, und der Klang, der dabei herauskommt, ist ihre ganze Wohlredenheit; die Großmutter läßt von dem Gedanken nicht los, Deine Sprachfähigkeit durch Latein auszubilden, ich hab ihr vorgeschlagen, sie soll Dich lieber die Derwisch-, Fakiren-, Bonzen- und Brahminensprache lassen lernen, wo so viel grillenhafte Superfeinheit drin ist, die an die mehrere hundert und zwei und neunzigsilbige Wörter grenzt und eine Rangordnung eingeführt hat der Konsonanten als Aristokraten, die den bürgerlichen Vokalen gar den Eintritt nicht gestatten nd lssn ns s ws hnn gfllt zpngrn ns brll, s dß mnchml n wrrwrr ntstht dß kn Tsl drs klg wrdn knn. Gib Dir Mühe, der Großmama das Leben so viel als möglich zu versüßen, und lieber als ein bißchen Latein gelernt, ihre Begeisterung dafür kann unmöglich lang dauern, doch ists schön, daß ihre Seele immer nur im Gewand des Erhabnen sich wohl fühlt, und wir können beide uns drüber freuen. Denn in welcher Luft könntest Du besser atmen als da, wo der Gemeinheit Dorn und die Nessel böser verleumdrischer Zungen nicht wachsen kann. Die Großmutter schreibt mir auch von Mirabeau, gegenüber stellt sie den Grandison als Ideal eines sittlich moralischen Charakters, das grenzt ans Komische. Sie läßt sich von Dir die

Abhandlung Mirabeaus über Staatsgefängnisse übersetzen, und schreibt, daß es Dich sehr interessiere. Das hab ich nicht von Dir geahnt. Aber Kind, ist es nicht etwas Einbildung oder Eitelkeit von Dir? — So oft haben wir in vertrauten Gesprächen alles vom Herzen weggeplaudert, was uns lieb und leid war; — und meine Seligkeit war abends auf dem Heimweg, daß ich mich besann über Dich! — — Wie auf dem Grund eines Sees die Fische mutwillig durcheinander spielen, so konnt ich Deine Gedanken spielen sehen auf dem klaren Grund Deiner Seele! und war mein einzig Glück, und nun klingts anders. Und ich lausche in die Nacht hinein, und ich höre Mirabeau, Pétion, Mercier; das lautet ja wie die dumpfe Sturmglocke, nein, das ist ja nicht das sanfte Läuten meiner Abendglocke, wo Du die Gedanken ausfliegen ließest wie Bienen nach den Feldblumen? — Bedenke, liebstes Kind, daß Denken die Heimat der Seele ist, und suche nicht nach fremden Regionen, wo Dein Schutzengel Dich nicht zu finden ausging. Ein sich Daheimfühlen im innersten Dasein ist die Region, in der wir in schuldlosem Bewußtsein am Quell des Vertrauens und der Weisheit schöpfen, das heißt: Denken. Es ist Nacht geworden während dem Schreiben, da ging ich noch weit ins Feld, da liegen noch einzelne Schneedecken über der Saat, das Hessenland ist ein rauhes Land. Bei Dir ist alles wohl schon viel frühlingsmäßiger, ich freu mich doch auf Dich recht herzlich, und hab auch keine

Angſt, daß Du nicht dieſelbe ſein könnteſt, die Du immer warſt. Es iſt ein ſo heller Morgen heute, da ſitz ich am Schreibtiſch, und der Hahn kräht ſchon zum drittenmal, das flößt mir ein recht Vertrauen ein in die Zukunft. Ich werde recht oft nach Offenbach kommen und alles tun, um die Zeit recht innig mit Dir zu verbringen. Es wird doch wohl eine Zeit kommen, wo ich ſelten von Dir entfernt bin, und wo wir alles zuſammen denken. Denken, was heißt das, es iſt die einzige Vermittlung mit dem Göttlichen. Es ſtellt ſich gleich eine Säulenreihe um Dich auf, und ein Tempel wölbt ſich über Dir, und Dein Gedanke durchduftet ihn. Das iſt Denkſeligkeit — Gedankenloſigkeit iſt Unſeligkeit. Aber Du wirſt gewiß noch recht glücklich werden, und ich auch, aber das wird nur dann ſein, wenn wir dem Bedürfnis genügen unſerer Seele, das können wir alleine durch Bildung. Wenn ich was weiß und ſo in mir gerüſtet bin, daß ich auch von jedem Punkte aus, ich mag ſein, wo ich will, und vom Schickſal eine Aufgabe habe, ſie zu löſen verſtehe und darin mir ſelber genüge und der Kunſt. Das iſt Bildung! — Der Menſch iſt auf Erden, ſich zu bilden und dann wieder die Welt.

Jetzt kommt der Frühling, da ſitze ich abends oft am Fenſter, ich wohne in einem Garten, klimpere ein wenig auf der Gitarre und ſinge auch wohl das Lied Vien qua Bettina bella etc., in den Garten kommen oft einige Kinder, mit denen ich ſpiele, die

zwar ein bißchen dumm sind, aber doch gesund und treu. — Ehe ich weggehe, werde ich den Kindern ein Fest geben, auch eine Schwägerin von Rossi hat drei artige kleine Mädchen, die gegen die schwarzen Rossibuben wie Engelchen gegen Teufelchen aussehen, so schwarz sind diese kleine Italiener, besonders ist das älteste Mädchen, etwas jünger als Loulou, sehr sanft und hold; sie hat den seltsamen Namen Anonciata, Verkündigung. Namen sind oft recht einladend, der Deinige zum Beispiel. Diese Kinder nun, die in einem traurigen schmutzigen Hause wohnen und mit eben solchen Menschen, haben doch ein kleines Fleckchen rein und schön zu machen gewußt. In dem kleinen Hof steht ein Baum, um den herum haben sie sich ein äußerst niedliches Gärtchen gebaut, so groß wie ein großer Tisch, in diesem Garten nun stehen Butterblumen, Veilchen, Buchs und dergleichen, gleich daneben haben sie sich Tisch und Bank errichtet und sitzen beisammen, wenn die Sonne scheint, unter einer Art Laube, die sie durch in die Mauer gesteckte Tannenzweige zusammengeflochten haben. Ich habe gestern lang mit ihnen gesessen, ihnen erzählt, und während sie allerlei bunte Perlen und Schmelz in Schnüre fädelten, womit sie ein kleines Handelspiel treiben, ihnen Klostereier gemalt. — Das ist so mein Zeitvertreib, und sie wird mir jetzt lange, bis ich bei Dir bin. Nimm dies als eine kleine Gegenerzählung für Deinen Bericht von dem Veilchen, der ist aber schöner, und ich

finde es auch ganz natürlich, daß Du gern mit dem Veilchen das Kleid fertig sticken willst, aber ich meine doch, es wird besser sein, wenn Du nicht am Morgen so früh Dich vom Haus entfernst. Hast Du nicht zufällig den Herrn Hofmeister begegnet, der Dir den Verdruß machte bei der Tante, böse über Dich zu reden? — Nun könnten doch noch andre Leute Dir begegnen, die auch darüber reden könnten.

Dein Clemens

Weil ich die Ostern nicht komme, sondern erst acht Tage später, so erwarte ich noch einen Brief von Dir, Du wirst ja doch wohl die zwei Sonntage recht still zubringen. Die Leute werden alle spazieren gehen, und Du wirst aus dem Fenster sehen und sie in ihrem Putz die Straße hinab, dem Tor hinaus wandern und dann auch wieder heimkommen sehen. Aber in der Zwischenzeit kannst Du schreiben bei Deinem Strauß, den Du doch gewiß im Glas zu stehen hast.

Lieber Clemens

Wenn man aber auf den Barbara-Tag Reiser von den Obstbäumen abschneidet und die ins Wasser stellt, dann blühen sie im März, und das hab ich getan, und sie blühen auch alleweil. Apfelblüten

sind zu schön! — Wär ich als Mädchen, was die Apfelblüte ist, ich wär doch wohl alles Liebe und herzlich Schöne. Was Du von mir denkst, dann könnt ich Dir verzeihen, was Du mir und Dir weismachen willst. Ja, es ist recht schön, denn ich hab das Plaisier davon, und Dir schadets nichts. Aber sei nur nicht ängstlich, daß ich keine Apfelblüte bin, weiß und rot und goldner Same darin, sondern daß ich vielleicht gar so eine Nessel bin oder Distel oder Dorn, wie Du meinst, vor denen ich mich soll hüten.

Ich hab am Feiertag nicht können schreiben, die drei kleine Katzen auf dem Schoß so komod ineinandergelegt, alle drei eingeschlafen unter der großmächtigen Pappel im Eckelchen auf der Bank. Soviel Blüten tanzten herunter, soviel braune klebrigte Schalen platzten los von den Knospen, ich dachte, was knistert doch im Baum; und später, wie die Katzen so sanft schliefen, da hatte ich auch ein bißchen geschlafen. — Ach, Clemens, wir wollen recht vertrauend einander schreiben, und nichts weismachen einander! — Und wenn Du aber frägst, ob das Einbildung sei oder Eitelkeit mit dem Mirabeau, so kann das ja möglich sein und doch auch wahr, ich wehr mich dagegen nicht! Aber der Mirabeau! — Ich wollt, ich stünd vor ihm; weißt Du? — Denk ich an ihn, ich fühl mein Gesicht brennen. Liebster Clemens, mit aller Sehnsucht meiner Arme, meiner Augen, ja mit allem, was umfassend ist in mir, möcht ich

seine Kniee umschlingen! Des großen Helden, der auf seine Lippe nimmt das Geschick des Volkes und entzündet es, mit seines Mundes Hauch facht er es an.

Auf meiner Seele klarem Grund die Fischchen herumspielen sehen, das freut Dich? — Nun so guck! Wie sie da fahren wie der Blitz hin und her, sie prallen ans Ufer der allbekannten todbringenden Langeweile, sie stoßen sich den Kopf ein; und soll ich keine Leuchte anzünden zwischen diesen klippigten Grund, einen Ausweg zu finden aus der Pfütze — ins Weltenmeer? — Wohin sonst? — Glaub nicht, daß ich im angenehmen häuslichen Kreis mich gefangen gebe, und auch nicht der Bildungsanstalt schöner edler Ideen. Auch nicht Latein kann ich ein Jahr oder ein halb Jahr der Großmama zu Gefallen lernen, denn mir kann ichs nicht zuleid tun. Ich habe ja nicht eine Vernunft, der ich folge, ich bin ja ein elektrischer Funke, und ins Latein kann ich nicht hineinfahren, es stößt ab, sagst Du selbst.

Es ist nichts, du Welt, wonach ich die Hand strecke. Wärs etwas! — Auf dem Dach vom Taubenschlag die Sonne sinken sehen, das ist meines ganzen Lebens Aussicht. Sie geht dort unter so blutrot, und mein Blut — wallt mit im roten Meer der Sonne, und dort wirds röter, und mein Gesicht wird bläßer. Ja, ich glaub, daß der Geist des Blutes mit fortgezogen wird, wenn dort die Sonne ihre letzten Strahlen

hineintaucht. Dann denk ich feurig, daß mirs Herz klopft, dann werd ich blaß, lange wars nicht so schön hier in Offenbach als heute abend, und lange hat mich ein schöner Abend nicht so froh gemacht und so traurig zugleich. Es war da gar niemand, der auch nur den geringsten Anspruch hätte gemacht an meine Seligkeit. Ich wundre mich, daß andre nicht sind wie ich! Und Du? — Vielleicht in demselben Augenblick dachtest Du ganz was anders, das geht mir zu Herzen. Die Sonne sank eben in den Main. Ist es Dir nicht auch so, wenn die Sonne sich im Wasser spiegelt, man möchte sich gar zu gerne hineinstürzen und so in dem Glanz untergehen. Aber es wiegte sich noch eine schöne Harmonie von blasenden Instrumenten auf den Wellen; ein leichtes Schiffchen trug alle die Seligkeit auf seinem Verdeck, still bedachtsam zogs den Strom hinauf.

Das Abendrot am Strand hinzieht
Ergibt den Wellen sich mit Lust,
Da schwellet die beklemmte Brust
Der unbewußten Sehnsucht Lied,
So kühn gewaltig zwingt das Lied
Die Trauer der beklemmten Brust.
In Lebensmut erstrebt sie Lust,
In Liebesflut sie Wolken zieht,
Und weckt in der beklemmten Brust
Der hohen Freiheit kühnes Lied.
Sein voller Klang
Das Herz durchdrang,

Das Lied sich schwang
In Liebesdrang.
Zu ihm, zu dem ich hin verlang,
Dort über die Berge mit der Lerche
Ihm nach der Hymne zu singen dem Volk,
Dem von seinen Lippen sie sollte erklingen.

O Clemens, was ist mir doch heute geschehen Sonderbares, da bringt die Großmama heute einen alten Brief vor vom Lavater, der schon drei Jahr alt ist, kurz vor seinem Tod geschrieben, der malt den Mirabeau und recht unglimpflich, und die Großmama holt die Silhouette aus dem Brief hervor, die er mitgeschickt hatte. „Beschauen Sie die Nase," schreibt er, „diese Nase ist eine Bauernnase, die bezeichnet nicht den Helden, der die kühnsten Entwürfe beharrlich ausführt. Seine Freunde glauben, daß er die Tugend liebte, dies kann aber unmöglich mit so schwülstigen Lippen, deren Winkel so matt herabhängen, übereinstimmen, sein Auge ist zwar feurig, aber von finsterer Vermessenheit, und hat einen verachtenden Blick, eine schamvergeßne Gewaltsamkeit thront auf seiner Stirne, aber keinen Heldenmut, ein Zug geht durch die ganze Physiognomie, der zwar die Karikatur des Genies markant ausspricht, nämlich Exaltation, die an Narrheit grenzt." Und siehst Du, so hat mich die Großmama gequält, ich solls herausfinden, worin es liege, vergeblich wollt ich sie erinnern, daß sie ja so verleumderische Ansichten über den erhabnen Charakter nicht könne gelten lassen, aber

sie wollte ihres Lavaters Schwanengesang (so nannte sie diesen letzten Brief Lavaters an sie) nicht als verleumderisch gelten lassen. — Und Du predigst mir immer Pietät gegen die Großmutter! — Wo und wie soll sich das alles zusammenfinden, ohne daß heuchlerische und kleinliche Furcht sich dreinmische! Ach, Clemens! vertrauend — und das heißt ganz wahr und offen sein, das verlangt, daß ich stets auch aus der Tiefe meines Herzens mich an den Tag gebe, nicht umsonst will ich alles verstanden haben, nicht umsonst hab ich meine französischen Aufsätze für Herrn L'endroit als geheime Antworten, Fragen und Begeisterungen für diesen Mirabeau geschrieben, habe er meintwegen Pockengruben, die ihn bis zur Häßlichkeit entstellen, mich gehts nichts an; nicht tief genug kann ich mich in die Gruben seines tiefen Denkens alles Reinen und Hohen hineinbetten, ja in diesen Gruben möcht ich begraben sein. Du wirst antworten, daß ich ihn ja nicht verstehe, — ich versteh ihn freilich nicht, wie könnt ich all die großen Beziehungen auffassen, die er durch diese grausame Revolution hindurch mit der größeren Zukunft des Volkes anknüpfte. — Aller Jammer, der seitdem hereingebrochen ist, den würde er mit starker Faust zurückgewiesen haben, soviel versteh ich doch, daß er liebte nämlich: und daher keine gehässige Gewaltsamkeit geduldet hätte. Und ich will lieber schweigen, ich bin noch so jung — und mit jedem Schritt meines Daseins stoß ich auf lauter widerwärtige

Ungereimtheiten, ganz in der Stille schlag ich die Hände zusammen über alle Narrheit, — ganz in der Stille bete ich zu dem, der in seinem schmerzvollen Tod noch mit allen Kräften seiner Sinne sich dem Volk zuwendete, für es zu sorgen, ja ich bete zu ihm, daß er bei mir, mit mir sein möge und mich lehren sprechen zu seiner Zeit. Denn ich auch möchte die Welt umfassen. O, ich weiß, was Du sagst, Du tadelst mich. — Du sagst, ich sei überspannt, ich wolle affektieren. — Ich beweise schon darin meinen Heldenmut, auf einmal so aufrichtig meine Seele vor Dir auszusprechen? — Ja, wenn Du von offnem Vertrauen sprichst — damals auf der Hoftreppe war ich ja gar nicht aufrichtig! — ich schwieg mit meiner tieferen Seele. — Denn Du hättest sie getadelt. — Aber doppelt kann ich nicht die Wahrheit verleugnen. Wenn Du sagst, ich soll recht vertrauend gegen Dich sein, da muß der tiefste Quell meines Herzens hervorsprudeln. — Gestern hab ich bei Arenswald eine ganze Stunde Lektion gehabt über Elektrizität, mir flimmerts vor den Augen wie tausend elektrische Funken. Wenn Du ein Stück Papier verbrennst, dann laufen diese Funken alle durcheinander wie bei einer Revolution, als wenn sie allesamt die wichtigsten Geschäfte hätten, so gehts in meinem Kopf; wenns nur nicht so traurig ausging, zuletzt bleibt einer nur übrig, oder zwei, das ist noch melancholischer — der läuft ganz allein durch die schwarzen verlaßnen Finster-

nissen; — flipps ist er weg! — Der andre dort, weg ist er. Gestern abend hab ich immer wieder ein Papier angezündet, um diesen beiden Fünkchen auf ihrem Aschenweg nachzusehen. Die alte Cordel war auf ihrem ledernen Sessel eingeschlafen, sie mußte husten vom Qualm und erwachte mit sehr schlimmem Humor, sie sperrte Laden und Fenster auf, da schien der Mond herein, mir was ganz Neues, ich hatte nicht gedacht, daß der scheinen sollte; ich lief in den Garten, der Spitz, der ist mein Geisterbanner, oder vielmehr bewacht er meine Zusammenkünfte mit den Geistern, denn weil ich die Geister nicht fürchte, wenn er bei mir ist, so ruf ich mir sie herbei und rede mit ihnen, ich würde das allein nicht wagen ohne den Spitz. Lieber Clemens, ich hab Dir alles geschrieben, ich weiß, Du würdest zanken, wenn Du schriebst — aber Du schreibst ja nicht, Du kommst ja selbst, da kannst Du nicht, mit meinem Mund geb ich Dir einen Kuß auf Deinen, in welcher Sprache kann ich gebieterischer ausrufen, halts Maul, geliebter Bruder! O mein lieber Clemens, wie freu ich mich darauf. — Die Sonne scheint mir eben ins Bett und läßt mich nicht länger träumen von Dir. Ich kann mich mit dem Kritzlen nicht aufhalten, sieh, wie das schöne Wetter mich schnöde macht. Lieber Clemens, die Sonne ist eben wieder weg, da wollt ich gern weiter schreiben. Aber Adieu, Clemens, sie ist schon wieder da, es geht gleich in

den Wald, da wollen wir frühstücken, ich will sehen, ob ich ein Veilchen für Dich finde, komm bald, daß es noch blüht, ich bewahr Dirs am Herzen, und wenn ich dann so redselig mit Dir bin, dann duftet Dirs aus meiner Brust.

Deine Bettine

Frankfurt

An Bettine

Sei nicht traurig, liebe Bettine, daß ich nicht mehr hinauskomme, es ist besser so, mir selbst tuts leid, und es ist wahrlich keine Trägheit von mir, denn laufe ich doch gern viele Meilen um Deinetwegen, da mich nichts hier herzieht als Du, ja alles andre mich vertreibt. Es würde uns beide traurig gemacht haben, wenn ich noch zu Dir gekommen wär, und hätte nichts genützt. Du bist mir immer nah, und alle meinen frohen und guten Stunden wohnst Du bei, so soll Dir auch sein, drum freue Dich und sei gut. Die Freundschaft heißt nicht zusammenhängen und zusammensitzen, Freundschaft ist groß und frei und liegt im Gedanken, für den jeder Raum gleich nah ist. Je mehr Du mir ähnlich fühlst, wo ich gut fühle, je mehr Du mir ähnlich denkst, wo ich groß und edel denke, je mehr bist Du mein Freund, je näher bist Du mir, auch liebe ich nicht, Dich hier in Frankfurt noch in Offenbach zu sehen, denn wir sind dann

beide durch unsre Umgebung gedrückt, und wir müßten, wenn wir nebeneinanderstehen, immer so stolz, so glücklich und so edel sein, als wir es können. Wenn ich nicht hier bin, bin ich viel besser, und kann viel reiner und freudiger mit Dir umgehen.

Ich kann Dir nichts zurücklassen und Dir nichts mehr sagen, Du weißt, was schön und gut ist, ich hab es oft in Dir gefunden, wolle es eifrig und mit Ernst; und wo Dich die Menschen drücken, so hasse sie nicht, sehe sie an wie Pflanzen, die vielleicht auch in einem Boden stehen, der ihnen nicht gerecht ist. Menschen, die sich selbst nicht kennen und nicht wissen, wo hinaus sie sollen, sind wie Pflanzen, die nicht zum Blühen kommen. Das Blühen des Menschen ist das innere Bewußtsein; dieses aber ist zugleich auch der Begriff der ganzen Menschheit, wie sie in ihren Irrungen umherschwankt, wie sie in ihrer Blindheit und krüppelhaften Verbildung oft das Beßre zurückweist oder zerstört, aber der bewußte Mensch, das heißt der Liebende, muß diese Störungen umgehen können, er muß das Zurückweisen überwinden und muß grade diese Menschen pflegen, denen so vieles mangelt, deren innerem geistigen Lebenskeim so unendlich vieles im Wege steht; er muß ihnen sein wie Dein Gärtner aus dem Boskett, den Du so lieb hast, weil er ein so gesellschaftliches Leben führt mit den Blumen; vom frühen Tag an ist er in fortwährendem Verkehr mit ihnen, und noch spät in die Nacht hinein macht er sich mit ihnen

zu schaffen und bringt sie alle zum Blühen, die einen durch Kühle und Schatten, die andren durch Licht und Wärme. Immer geht er um sie her und läßt sie doch in ihrer Freiheit gedeihen, sie empfinden keinen Zuchtmeister in ihm, sie schmiegen sich willig am Stab, an dem er sie in die Höhe richtet. Nun aber ist jenen Menschen, die uns oft mißverstanden haben, und haben geglaubt, sie müßten unsern Umgang stören, eine solche Pflege nie geworden, wie der Gärtner Deinem Nelkenstock schenkt, der ihn begießt, wenn er Durst hat, und läßt ihn von der heißen Sonne nicht versengen, nur am Abend darf sie mit ihm spielen. — Die Tante weiß zum Beispiel von solcher Pflege nichts. Ihr hartes Schicksal bei einem ganz verwilderten Mann hat ihr das Heimliche im Lebensumgang ganz versagt, sie ist dadurch selbst weniger gefühlig geworden für das, was die Seele angeht, sie hat eine lange Zeit in ihren Jugendjahren zwar sich müssen stählen gegen diesen Mann, der wie ein grobes Ungeheuer vor der Pforte aller Lebensgenüsse lag, und hätte sie auch nur selbst im besten Willen gewagt ihm nah zu treten, so war das Ungeheuer gleich wach; das heißt: mit Bosheit beschlich und mit Wut überwältigte er sie, ich hab in meinen Kinderjahren oft ihn sehen halbtrunken hinter der Tür lauern mit einem Messer in der Hand. Die Tante hat damals sich oft ernst zusammengenommen, daß jeder in Coblenz die größte Ehrfurcht vor ihr hegte, obschon man von der Grausam-

keit des Herrn von Möhn sich leicht eine Idee machen konnte, der mit lauter Postillionen von morgens bis abends im Wirtshaus lag, ohne der Frau je zu gedenken ein Vermögen verzettelte und verschleuderte von mehreren Millionen. Das Herz durfte dieser Tante nie aufgehen — sie mußte mit der Form alles bekämpfen, und so ist ihr auch nur die Form im Umgang mit Menschen geblieben. Hätte sie je mit sich selber Mitleid gefühlt, so wär die Festung der Konvenienz, in der sie sich verschanzt hielt, wie Schnee geschmolzen, dann war sie dem Mitleid ausgesetzt oder auch der Verachtung, beides ist gleich in gewissem Sinn und soll in allen Lagen des Lebens gemieden werden. Man soll Mitleid mit niemand haben, man soll sich vielmehr schämen, daß es so werden konnte. Der Unglückliche steht immer groß dem gegenüber, der sich im Hafen des Glückes wähnt und wohl befindet, da doch wahrscheinlich ihm die bessere Tendenz ganz ermangelt, also den Unglücklichen bemitleiden heißt dumm sein, nein, vielmehr soll man vor dem Unglücklichen sich schämen, glücklich sein zu können auf eigne Faust; sich irgend einen Lebensgenuß aneignen zu können oder zu wollen, der nur Beraubung dessen ist, der nicht mitgenießt. Hat der Mensch irgend ein Weh, so fühlt er sich krank, ist aber ein Teil der Menschheit gedrückt und bedürftig, so tanzt der übrige Teil mit einer Art Wollust ihm auf dem Kopf herum, so lang ers zu tragen vermag; hat er ihn gänzlich

zusammengetreten, dann fällts ihm wohl ein, durch Mitleid die arme Seele zu kitzeln, die aber gar nicht mehr wirklich, sondern schon lange zum Gespenst geworden ist. Gespenster fühlen ein Behagen an solchem Tugendgekitzel, sie schmeicheln sich selbst, sie tragen sich auf Händen, sie haben einen faktiven Verkehr mit Gott, der aber nur Götzendienerei ist, sie bekümmern alle Menschen mit ihren Anstalten der Menschenliebe; es fällt ihnen gar nicht ein, daß sie selber die bösen Schicksalsdämonen sind, deren Grausamkeit sie gerührt beweinen, und der sie steuern wollen mit einem Stück englisch Pflaster, von dem sie mit der feinen englischen Schere der Mildtätigkeit Schnippelchen abschneiden, um damit den aufgesperrten Rachen der entsetzlichen Wunden zu verkleben, aus denen das warme Blut an die Erde quillt. — Ich möchte wohl aufhören, noch weiter darüber zu sagen, denn Du fühlst alles und besser. Mitleid ist aus Verachtung geboren, und ist auch eigentlich Verachtung, und edelgeborne Menschen werden durch Mitleid sich entwürdigt fühlen, sie wollen lieber die eignen Kräfte dransetzen, als vom Mitleid sich betauen lassen, und so kommt es oft, daß diese große Helden werden, die dem Mitleid ausweichen; denn natürlich liegt der Keim des Helden in ihnen. Jene andern aber, die dem Mitleid erlauben, mit Schmarotzerliebe sich an ihnen zu mästen, die werden verkümmern und menschlicher Würde untauglich sein. Gewiß ist dies eine, daß

Mitleid, welches aus Verachtung entspringt, auch wieder die Quelle der Verachtung wird. Der Mildtätige hält sich hoch über dem Bedürftigen. Der Habende dünkt sich in Bildung und Streben weit über dem Nehmenden, und doch sollte er vielmehr ihn über sich stellen. Wie die Indianer, die einen Menschen, der nichts Irdisches sein nennt, für göttlich halten, dem sie ihre Gaben als Opfer darbringen und ihn bitten, ihnen nicht zu zürnen, daß sie nicht so heilig sind wie er. Was machst Du mit Deinem Gelde? — Die Geschwister sagen, Du habest nie welches, und doch wissen sie nicht, wohin es kommt.

Sei fleißig und mache, daß Dir das bürgerliche Mechanische im Leben nicht verächtlich wird, es ist die Quelle von viel Geistigem, und bestrebe Dich einer schönen Sparsamkeit. Du glaubst nicht, wie glücklich es Dich machen wird, wenn Du fortfährst, den Luxus und die augenblickliche Mode zu verachten, und bloße Reinlichkeit und das Gefällige Dich reizt, Du kannst mit allem, was Du ersparst, einstens vieles Schöne und Vortreffliche erschaffen. So sollte Dir auch die Zeit sein, — geteilt in unschuldigem Genuß und in ernstem, seelenvollem Geschäft!

Um was ich Dich aber noch bitte, so sehr ich Dich liebe, lerne schweigen, für Dich selbst bestehen, und sei in der Würdigung eines jeden gerecht. Nur was ewig gefallen oder mißfallen kann, dem ergib Dich, von dem wende Dich. Sei fleißig in Deinen Gedanken, das heißt sei lebendig im Geist, sehne

Dich nach keiner andern Welt, als nach jener andern, die in dieser schon lebt, für den, der sie findet, und Du wirst sie finden, denn allen Wesen, die mit einem edlen Durst nach dem Ewigen um sich blicken, denen gestaltet sich das Unsichtbare; der Geist aller Dinge erblühet in schöner Form um sie, und das ist jene bessere Welt, nach der man sich sehnt, sie ist um uns. — Die Kunst und ihr stiller, einziger Tempel! ein reines, unschuldiges und stolzes Herz.

Ich schicke Dir hier Moritzens Götterlehre und wünsche, daß Du sie mit Ruhe, ohne Mühe und mit Genuß durchlesest. Du mußt nicht drin herumhüpfen und ein Anekdotenbuch draus machen, denn diese Götterlehre ist eine solche andre Welt, die sich das gebildetste Volk, die Griechen, erschaffen hatten, und kann Dir selbst und Deinem Geiste nur wohltätig werden, wenn sie in Dir, in ihrer großen edlen Folge, gleichsam während dem Lesen entsteht. Du sollst besonders suchen den Gesichtspunkt für die mythologischen Dichtungen zu begreifen, das wird Dich aus Deinem Emigrantenverhängnis hoffentlich ein bißchen ablösen. Ich will Dich in Deinen Begeisterungen ja nicht tadeln für alles, was Dein Verstand zu fassen und in Dir selber zu verdauen versucht. Weltgeschicke liegen jedem gleich nah und wirken in ihm, sowie er dadurch auch berufen ist, in ihnen zu wirken. Also studiere in Gottes Namen mit der Großmama alle fliegenden Blätter und Reden der Nationalversammlung durch, wähle Dir Deinen

Helden unter ihnen, bete zu ihm und für ihn, und vergiß Deinen Clemens, er wird doch Dich nicht aus den Augen lassen. Aber bedenke, daß Reife, Sachkenntnis und Neuheit ein Berg sind, der oft nur eine Maus gebärt; Du aber bist diese kleine Maus und wirst nicht ein Fädenchen an den Weltgeschicken zernagen, obschon es Dein Auge schärft zu überblicken, zu durchschauen und vielleicht auch manches zu durchdringen; und vergiß die Muse nicht über der Tonleiter der Revolutionshelden.
Schreibe mir öfter und schicke mir Deine Aufsätze dabei, auch die über die Revolution. Der letzte Sur la Volonté de la France war schön, und ich finde mich hinein, weil er das Allgemeine in sich enthält. Lebe wohl, und nochmals herzlich bitte ich, Deine besondre Aufmerksamkeit auf Schweigen — auf für Dich selbst bestehen und innere Kraft zu wenden, und recht froh und gesund zu bleiben.

Dein Clemens

An Clemens

Clemente! Die Sonne hat Kräuter und Sträucher in sich verliebt gemacht, sie schwellen vor Verlangen und werden ehestens in Blüte ausbrechen, eine Knospe strebt der andern vor, doch sind sie nicht eifersüchtig, so viel ihrer sind. Clemens, wenns die Blumen tun, so will ich auch meine Liebeserklärung machen, aber

wem? — Ich lege sie in Dein Herz nieder, bewahre mir sie, und wenn Du einmal auf einen hohen Berg kommst, wo man eine weite Aussicht hat, geliebter Clemens, so kannst Du sie als Denkmal unserer Eintracht stiften, aber eine weite Aussicht muß meine Liebe haben, dann übersehen wir beide alles zugleich und fühlen Übereinstimmung in allem, wenn wir auch in manchem verschieden denken, und Deine griechischen Götter und meine französischen Helden bilden eine Welt.

Du frägst mich so viel in Deinem Abschiedsschreiben, Du belehrst mich, Du zankst mich verborgen unter heimlicher Decke, und noch so viel Fragen weckst Du mir im Gewissen; — und voll ist die Brust von der Fülle, die Du mir all in Deinem Brief spendest, daß ich auch wie die Rosenknospen angeschwellt bin und möchte aufbrechen dem Licht und gar keine andre Rechenschaft mehr geben als den Duft, den gleich der Rose meine Seele aushaucht, weil Du sie wie die Sonne wärmst und reizest. — Aber doch wend ich zur einfachsten Frage mich, „was ich mit meinem Geld anfange" und gebe Dir die dummste Antwort, wo Du gleich meinen wirst, ich wär närrisch. Ich habe das Geld verschatzgräbert! — Ja, Clemente, ich habs in ein klein leinenes Beutelchen gesteckt, worauf ich mit Goldfaden und roter Seide meinen Namen gestickt hab und noch allerlei kabbalistische Zeichen; ich habs zugesiegelt mit einem schwarzen Siegel, einem grünen

und einem roten, dann hab ich ein Loch gegraben zwischen den zwei starken Wurzeln der Pappel an der Rosenwand, da hab ichs in einem ledernen Schuh hineingeschoben und einen Topf mit einem Basilikumstrauch draufgestellt, und allemal wenn ich Geld kriegte, wechselte ich davon in Gold um, und allemal wenn der Mond schien, ging ich mit dem Spitz hin und legte es dazu, und dabei hab ich das Gelübde getan, ich wolle es verschweigen, und weil Du mir das Schweigen so sehr anempfiehlst, so erzähle ich Dir das einzige Geheimnis, was ich hätte verschweigen können, und nun ist alles leer an Geheimnis, und ich kann also nichts mehr verschweigen! — Denn sonst, — mit dem Mund bloß nicht reden, das ists doch nicht, was Du meinst, da die Tante sich alle Mühe gibt, mir abzugewöhnen, daß ich nicht wie ein stummer Ölgötze den Leuten in den Mund gucke, die mich etwas fragen. — Ja mit meiner Schatzvergrabung, davon will ich Dir noch forterzählen, weil ichs nun doch schon gesagt hab. Ich habe dies Geld der Selene gewidmet, der Himmelsschwester des Hesperus, diese beiden sind unsre Schutzpatrone, der Stern ist der meinige als Bruder, der mich abends immer besuchte, der Mond ist der Deine, der Dein Andenken oft mit seinem Schein in mir erhellt. Nun hab ich aber dieses Opfer doch der Selene wieder geraubt, mit Zagen zwar — ich habe das Geld eilig am Abend ausgegraben und habs über die Gartenmauer geworfen in den Garten

vom Magnetiseur nebenan, ich hörte es klingeln, wies hinabfiel, und ich rief dazu so laut als ich konnte, ohne daß mans im Haus hätte hören können: „Da ist Reisegeld!" Und dann war mir auch, als hörte ich das Geld rappeln beim Aufheben, aber ich lief fort. — Denn die Tante hatte am Tag vorher bei Tisch erzählt, der Magnetiseur möchte gern abreisen, aber es fehle ihm am Reisegeld. Aber er ist doch noch da, denn ich seh ihn alle Abend noch im Garten gehen und beobacht ihn vom Hofenster, ich schäme mich so sehr und traue mich gar nicht mehr in den Garten, wo wir sonst als über die Wand allerlei Merkwürdiges verhandelten. Aber nun kommt was Schreckliches, was da passiert ist, mir ists passiert. — Denk Dir, der alte Schuh, in den ich mein Geld hineingesteckt hatte, um den schönen Beutel zu schützen, war eigentlich ein neuer Schuh, sein Kompagnon stand ganz vergnügt in dem kleinen Kasten bei den andern Schuhen; ich soll abgeholt werden nach Frankfurt morgen früh, die Tante frägt, wo ist denn der andre neue Schuh? Das ist große Schlamperei von Dir, einen Schuh zu verlieren, ich muß Dich sehr bitten, strenge Dich an ihn zu finden; ich lief in den Garten, ich holte meinen Schuh unter der Pappel hervor, ich wollt ihn ein bißchen reinigen an der Pumpe und versuchte ihm ein Ansehen zu geben, da fällt was heraus, das glänzt in der Dämmerung, ein Ring, ich lass den Schuh stehen, ein dunkler Stein, der funkelt so

nächtlich schwarz wie der Blitz des Räubers, oder wie Mirabeaus Auge vielleicht, und inwendig im Schild steht ein schwarzes M.
Wir gehen morgen auf die grüne Burg zu den Geschwistern, acht Tage bleiben wir dort, die Götterlehre nehm ich mit, und den Ring, wo soll ich ihn lassen, ich glaub, er ist ein Talisman, ich hab schon allerlei Fragen und Befehle um Mitternacht an ihn ergehen lassen, aber der Geist ist nicht erschienen, der mir vielleicht beistehen wollte, dumme Streiche zu machen. Adieu, Clemens, ich hab Melodie gemacht auf ein Lied aus dem Sänger.

Deine Bettine

Göttingen

Liebe Schwester

Ich öffne wie eine Pflanze mein Herz und rolle alle Blätter auseinander, wenn Du herüberscheinst, Dein Brief ist mir von Marburg aus zuvorgeeilt und hat mich hier empfangen.
Ich will, daß Du so vernünftig werdest, daß alle Welt einst ihre Zuflucht zu Dir nehme und Dich hochstelle, und dann will ich Dirs wieder ablernen. Hast Du Lust, dumme Streiche zu machen, so warte bis ich komme und mache sie ganz heimlich mir alleine, ich kann mich an Deinem ganzen Leben ergötzen, lese brav, schreibe viel, alles was Du empfindest

ſchreibe nieder, denn das Ausgeſprochne iſt lebendig wie meine Liebe zu Dir.

Weil Du nun einmal mein guter Engel biſt, ſo mußt Du auch Dein Amt mit Treue verwalten, mein guter Engel muß immer heiter ſein und meiner mit Hoffnung und Segen gedenken und auch mich ſtrafen mit Worten und mich anmahnen in Deinen Briefen, daß ich mein Ziel nicht aus den Augen laſſe, Du mußt mit Deiner Lebensfreude die meine anfachen, Du mußt meinem Enthuſiasmus die Flügel löſen, mit Deinem Ernſt, mit Deiner Güte und Wahrheit. Willſt Du das? — Sei recht fleißig und fröhlich, und ehre und achte, was Du tuſt. — Den Herbſt beſuch ich Dich, am End werd ich Dich kaum noch kennen, ſo wirſt Du gewachſen ſein, an Geiſt und Leib; und fröhlich, und ſo ſchön wirſt Du zeichnen. — Ach, Du weißt nicht, was Du mir biſt? was ich liebe, das biſt Du, Du haſt es alſo in Händen, kannſt es mir hegen und pflegen. Wirſt Du das? — O faſſe ein recht lebendiges Intereſſe an allem und dringe tief ein in das, was Du lernſt, nicht oberflächlich, lieb Kind, Du glaubſt nicht, wie unendlich wohl es Dir tun wird, wenn Du in ein paar Jahren etwas beſitzeſt, dem Du Dich ganz hingeben kannſt, laſſe Dirs daher recht angelegen ſein, zeichne recht mutig, mach Dir nichts daraus, ein Bildchen fertig zu haben, ſondern eine Gewalt zu haben im Geiſt, die Du mit Deinem Talent auszuſprechen vermagſt, wenn Du über das Gewöhnliche

hinauskämst, ich würde glücklicher werden als Du, schicke mir Deine Melodie, schreibe mir und halte Wort und — fasle nicht mit Ring und Talisman und Mirabeau usw.

Dein Clemens

An Clemens

Clemente! Hättest Du das letzte nicht geschrieben, so hätte ich Dir das erste nachgesehen, daß Du mich vernünftig machen willst für die Welt, — und dann am Rand, daß ich nicht faslen soll mit dem Mirabeau; in der Mitte die große Philisterglosse, wie ich mich und Dich soll bessern. Und der Sommer steht inmitten seiner Glut, wo jeder faul sein mag, und ich soll fleißig sein und gewachsen, wenn Du kommst, auf den Grasplatz hab ich mich gelegt unter die Leinwand, vielleicht vom Begießen, daß ich wachse; aber ich kann in der Sonnenhitze nur herumschlendern. Ach, Clemente! Wenn ich mich hinsetze zum Zeichnen, — weißt Du, wie mirs da geht? Es wühlt mir im Kopf, ich muß mir Luft machen mit einem Lied, ich muß ein neues Harpegge erfinden. Nein, das auch nicht, es schwärmen mir Gedanken im Kopf, wie soll ich Dir sagen? — Schmetterlinge sinds, ich muß ihnen nachjagen, aber dazwischen jagts mich selbst wie einen Schmetterling davon, und die Bohnen in

meinem Gartenbeet muß ich erst am Bindfaden hinaufschlängeln. Und will ich mir nicht davonlaufen, dann kribbelts mir im Kopf und in den Füßen, ich kann nicht sitzen bleiben, es fällt mir das dummste Zeug ein. Meine alte Puppe vor zwei Jahren! Heut hats mich geplagt, ich mußte sie wieder einmal betrachten, mit der ich mich zum letztenmal unterhalten hatte, als Du zum erstenmal hierherkamst, Clemente! Du weißt noch, wie ich sie geschwind unter den Tisch warf, als Du hereintratst, und ich sah Dich an und kannte Dich nicht, und hielt Dich für einen fremden Mann, der mir aber so wohlgefiel mit seiner blendenden Stirne und Dein schwarz Haar so dicht und so weich, und Du setztest Dich auf den Stuhl, und nahmst mich auf einmal in Deine zwei Arme, und sagtest, weißt Du, wer ich bin? ich bin der Clemens! Und da klammerte ich mich an Dich, aber gleich darauf hattest Du die Puppe unter dem Tisch hervorgeholt und mir in den Arm gelegt, ich wollte aber die nicht mehr, ich wollte nur Dich. Ach, das war eine große Wendung in meinem Schicksal, gleich denselben Augenblick, wie ich statt der Puppe Dich umhalste. — —

Ich habe meinen angefangenen Brief mitgenommen, hierher auf die grüne Burg. Die Schwestern sind auf einem weiten Spaziergang, ich war auf einem Nebenweg so ins hohe Gras gekommen, daß ich nicht mehr drüber hinaussehen konnte, wo die ge-

blieben sind, da bin ich ein wenig liegen geblieben zwischen Gras und Kräuter und hab ins Abendrot geguckt, wie das den blauen Himmel bewältigte, und die Lerchen fielen nieder, gar nicht weit von mir, und die Frösche im Burggraben untereinander halten ein Gered von der Moral, durch die ganze Froschtonleiter hör ich vornehmlich krächzen Moral, Moral, Moral. —

Die Linden blühen, Clemente, und der Abendwind schüttelt sich in ihren Zweigen. Wer bin ich, daß ihr mir all euren Duft zuweht, ihr Linden? — Ach! sagen die Linden, Du gehst so einsam zwischen unsern Stämmen herum, und umfaßt unsre Stämme, als wenn wir Menschen wären, da sprechen wir Dich an mit unserm Duft.

Adieu, Clemens! es ist schon spät! — Ich konnte noch sehen, wie ich Dir von den Linden schrieb, sie haben mir ihren Atem zum Fenster hereingehaucht, ich mußte sie wieder anduften mit meinen Gedanken, da kamen die Vögel zur Nachtherberg in ihr Gezweig, und ich hätt auch da schlafen mögen, sanft bebend umschmeichelt vom flüsternden Laub, wie angenehm da schlafen.

Schreib nach Offenbach, übermorgen gehen wir drei Schwestern schon wieder zurück.

Da schick ich Dir das Blatt, worauf ich eben mit den Linden mich unterhalten hab.

Ich will in die Wolken schauen und in den Mond, von dem eben der Tag Abschied nimmt,

und ich will so lang hineinsehen, bis ich eine andre Welt entdecke, und wenn ich sie gefunden hab, dann soll keine Träne mehr neidisch mir den Glanz verdunklen, indem meine Seele ihre Farben spiegelt! —

Und was flüsterst du, Linde, mir ins Ohr? — Grün, grün ist die zarte Farbe der Seelenruh, grün im Abendschein ist die Wiege der Träume! und jeder Halm wiegt einen Traum, und mein Geblätter raschelt im Netz der Träume, und es winkt Dir! —

Ach, schweig du, Linde, es ist Nachtzeit, die Sterne glitzern durch dein Laub und reden anderes; und das rieselt mir durchs Gebein! — Ahnung soll künftig meine Seherin sein, und wenn ich ihr die Töne meiner liebenden Trauer geliehen hab, um das Schwellen zu malen und das Sinken ihrer sehnenden Gewalt, so soll sie mich wieder trösten, die, ein ewiges Meer, alle Wehmutstränen in ihren Wogen fortwälzt, bis sie vom Trübsinn gereinigt aufsteigen als elektrisch Feuer aus ihrem Wellenschoß. —

Ach Du! — flüstert die Linde, — sei nicht hoffärtig, das löst nicht den Zauber.

Ich horche auf dich nicht, Linde, ich lausche den Sternen da oben! — ich hör Musik, sie schmelzen ihr Licht ins dunkle Nachtblau, ihre Strahlen klirren im Tanz aneinander.

Was Du nur willst mit Deinen hochstrebenden Gefühlen, sagt wieder die Linde; sie langen ja nicht hinauf, komm unter meine Krone, sie schüttelt ihren Tau auf Dich, damit fühl Dich gesegnet.

Ach nein, immer lauter und klarer klingen die Sterne, ich hör, wie sie freudig ihre harmonische Verwandtschaft in die freien Lüfte tönen.

O wehre meinem Flüstern nicht, sagt wieder die Linde und schmeichelt — und meint, was ist denn Musik der Sterne dagegen? — Wolle mich denken, Du schaffest meinen Geist durch Dein Begreifen meiner Natur, daß der wieder sich um Dich winde, wie jetzt der Deinige sich um mich windet, er soll Dich berühren und immer, bis Deine Seele leicht und kühn sich aufschwingen lernt zu eigner Freude, in einem Zug lieblich sprechender Töne!

Was sagst du, Linde? — Ist mein Begreifen deines Geistes spielende Seele? —

Linde sagt: Meine Seele rieselt mit Schauern zu Dir hinüber, weil Du sie denken magst. Denken beseelt, alle Wesen färben sich im Gedankenlicht. Was ist der Abendschein Deinen Gedanken, daß sie weit über Feld mit ihm fliegen, und weil Du ihn fühlst. Und wäre Denken nicht, so würde kein Wesen mehr beseelt sein, und die Schöpfung würde stumm in sich versinken. Denken beseelt, und alles Wesen erklingt in eigner spielender Farbe in seinem Licht, wodurch alles lebt und sich unsterblich glaubt, und doch hängen sie nur vom Geiste ab, der das Denken ist.

Wir glauben uns selbst zu erkennen als lebend, und die geheime Freude des Werdens in uns ist doch, weil wir erklingen im Geist, der uns denkt! —
Sag ich wieder: So denke mich, Linde, denn schöner möcht ich nicht im Gedanken reifen, als in dem grünen Schimmer deiner Blätter, den der Abendschein küßt, und möcht nicht edler meinen Geist hinaufgetragen wissen, als im Duft deiner Blüten.
Die Linde rauscht im Wind und schüttelt sich, es kitzelt sie, daß ich so artige Worte mit ihr geredet hab, es passiert ihr nicht alle Tag.

Deine Bettine

Am Rhein, Rüdesheim

An Bettine

Dein Gespräch mit der Linde und der herrliche Abendschein über dem Rhein, und das schöne Mädchen Walpurgis hier im Wirtshause haben vor wenig Minuten rings um mein Herz gebuhlt. Ich bin in das Mädchen verliebt wie ein guter Junge, und wenn sie das Papier geschrieben hätte, oder den Abendschein und die Linde verstände wie Du, so wäre kein Treiben und kein Sehnen mehr auf Erden für mich. Aber so ists nicht, ich werde nicht von ihr verstanden, denn ich verstehe den Abendschein; und sie, die sich und ihn nicht versteht, ist wunderschön, und der liebe Gott hat Schätze in ihre Augen

gelegt und einen Liebreiz in ihren Mund, daß man einen Tempel mit diesen Schätzen könnte errichten, und Gebet von diesen Lippen wie Honig von süßen Blumen sammeln könnte; aber sie ist in einer sehr unschönen Umgebung von Eltern und Geschwistern, und Gott segne Dich, daß Du so bist wie Du bist. Es ist ein alt Sprichwort, wo Schätze liegen, stellt der Regenbogen seinen Fuß auf, aber es ist böse, es ist ein Aberglaube. Und wenn ich dies Mädchen ansehe, bin ich so abergläubisch, der alte Bettler, der hier in der alten Ruine vom Schloß der Gisela Brömserin wohnt, das dicht am Rhein steht, hat seinen Herd auf dem Altar der Kapelle, und schläft in steinernen Gewölben, durch die das Himmelsgewölk herabsieht, und seine Begeisterung, die er trefflich auf seiner Pfeife auszudrücken versteht, wenn er viele Heller beisammen hat, hallt zwischen den vielen Pfeilern durch recht lustig, ich gehe da abends in dem lauen Wind auf und ab und höre, wie er aus einem raschen Walzer in den andern sich hineinpfeift, und dabei schlägt er so munter den Takt, als ob er im Tanze mit einer schönen Walpurgis sich drehe. Ich rede oft mit ihm, und er hat mirs gar nicht geleugnet, daß er auch noch oft sich verliebt. Am End kams heraus, daß wir Nebenbuhler sind, und daß die Walpurgis der eigentliche Reiz seiner musikalischen Belustigungen ist, denn sie hat nicht weit davon einen Weingarten, wo sie den Gästen abends ihren Weinschoppen

reicht, in Krügen mit Deckeln von blankem Zinn, und da tun ihr die Gäste schön mit Reden, und verlangen auch wohl einen Kuß, sie läßt sichs gefallen, das ärgert mich. Ich hab den Bettler damit eifersüchtig machen wollen, und der hat mich ausgelacht, wir hörten das Gelächter aus der Weinlaube herüberschallen, er trällerte auf seiner Pfeife dazu, und darauf ging er eine Wette mit mir ein, daß, wenn ich ihm eine Kanne Wein dort bezahle, so wolle er von der Walpurgis einen Kuß erwischen, in Gegenwart aller Gäste. Anstatt drüber zu lachen, machte michs verdrießlich, er zog aber ungeheuer fix die herunterhängenden Strümpfe und Beinkleider auf, die Jacke hing er an den Pfeiler und klopfte eine Staubwolke heraus, dazu bellte der Hund, den er im Zwinger eingesperrt hat, der merkte, es solle auf Abenteuer ausgehen, und wollte mit. — Wie er sich aber seinen staubigen Bart wusch, und dann mit der Schuhbürste wichste, und dann vor die Haustüre trat und bemerkte, wie der Mond sich drin spiegle? Ich dachte, der böse Feind lache mich aus. Der Mann sah seltsam heimlich anziehend und stolz auf mich herab, und was tat der Mann, er legte seine Hand auf meine Schulter und ging mit einem Schritt, als ob er ein spanischer Grande sei, in die offne Weinlaube. Ich forderte Wein für uns; vom Besten, sagte er, im Vorübergehen gab ihm das Mädchen einen Handschlag. — Und denk Dir, er hat die Wette ge-

wonnen! — Und mir hat sie nie einen Kuß gegeben, so sehr ich auch drum bat, ich vergesse diesen Mann nie, wie er, beide Ellenbogen aufgestützt, die Hände über die offne Weinkanne gefaltet hielt, dann und wann einen Zug draus schlürfte, ohne sich aus der Position zu rücken, mit seltsamen Trinksprüchen jeden Trunk würzte; das gefiel ihr, er sah ihr tief unter die Augen, goß die Kanne in einem Glucks hinunter, und das gefiel ihr auch. Und kurz, sie gab ihm unaufgefordert den Kuß. In ihren Zügen spiegelte sich eine wunderbare Schönheit, ihre Lippen zuckten, und ihre Augen glänzten ihn so freundlich an, als fließe ihre Seele über in Großmut, einen unschätzbaren Schatz geben zu können. Der Mann, der nicht einmal aufgestanden war, sondern sitzend den hinabgereichten Kuß von der schlanken Walpurgis ihren Lippen nahm, hielt sie noch eine Weile so im Arm. Kein Fürst konnte freudig kühner sein Antlitz über die Menge erheben.

Alle Gäste waren still geworden, denn alle sind in das Mädchen verliebt; er genoß noch einen Augenblick seinen Triumph, dann stand er auf und bot gute Nacht. Die Walpurgis stand an der Gartenhecke und grüßte, indem wir vorübergingen; und das ists, was mir am meisten ins Herz schnitt. Ach, es ist wahrlich alleins, ob man bettelt oder gut lebt, wem das Herz freundlich ist zu geben und seine Liebe wieder willig zu empfangen, der allein ist

reich. Wo ist Reichtum? — Auf Erden nicht! Gold ist Sonnenschein, und Rubin ist Abendrot, aber Liebe ist alles. Aber die Erde ist nicht alles, denn es ist wenig Liebe in ihr; sie ist in der Liebe! — Es tut mir leid, daß Du das alles nicht auch sahst, Du würdest schöner davon sprechen, und schön sprechen soll man, damit das Schöne immer lebendiger wird und mehr. Denn die Liebe hat nimmer des Schönen genug. Savigny hat alles auch mit mir gesehen, ich dachte, hier, wo seine Studiermaschine nicht fortwährend im Gange ist, werde endlich einmal sein Inneres zu Wort kommen; doch stumm wie immer, marschiert er neben mir die Natur auf und ab, und das verdirbt mir alles Genießen. Morgens kommt der Barbier aus dem Dorf, der sein Antlitz ziemlich barsch behandelt, um ihm den Bart abzunehmen, er läßts geschehen; wenn Walpurgis zufällig hereinkommt, stelle ich mich vor ihn, weil ich mich schäme, daß dies schöne Mädchen sieht, wie er den Barbier damit umgehen läßt, und dann! — Wie geht er mit mir um? — viel ärger wie der Barbier. Er belächelt meine Reden, er belächelt meine Gedichte, er belächelt auch meine Verliebtheiten, und kurz, sein Wesen wird mir eben nicht klar, und wenn ich darüber klage, so meint er, alles sei ja unendlich klar. Etwas ists, was mir ihn unverdaulich macht; vielleicht ist die Schuld mein, trotz meinem besten Willen.
Walpurgis hat einige Züge von Dir, und die ziehen mich vielleicht am meisten an, die übrigen,

die Du nicht hast, hast Du in der Seele und sie im Gesicht. Ich denke immer an Deine Seele bei diesen Zügen und sage dem Mädchen schöne Sachen, wenn ich an Dich schreibe, und rede Dich an, wenn ich ihr Schönes vorsage.

Werde nicht bös, ich will ein bißchen hinuntergehen, vielleicht sehe ich sie, aber sie weicht mir aus, sie weiß nicht mit mir zu sprechen, so Du nicht.

Ach, weißt Du, was sie eben mir sagte, als ich fragte, warum sie den Bettelmann geküßt habe? — er gefalle ihr, — und ob ich ihr denn gar nicht gefalle? — sie sagte nichts darauf. — Aber wenn sie mir auch einen Kuß gäbe, so würde ich auf alle andre eifersüchtig werden, und dann würde das ein groß Gezänk geben im Wirtshaus, und das wolle sie aber nicht haben. Mit wem sollte ich in Zank geraten, es ist ja niemand im Wirtshaus wie Savigny und ich, und der ist ja gar kein Kenner von deiner Schönheit; ich plaudre dir auf der Gitarre so schöne Abendlieder vor, ich erzähle dir so hübsche Geschichten, ich bin früher auf als du und guck dir zu, wenn du in den Hof herunterkommst, das rührt dich nicht? — sie sagte selbst: Gar nicht! Du bist nicht so, mein einzig Kind, mein Schutzengel, was ich Dir zulieb tue, das tust Du gern und verdient Dir einen Dank ab, wenn es auch noch so gering ist. Wenn ich nun auch herumschweife und mich in Liebeshändel einlasse, wenn

ichs tue, so ists doch immer, weil ich weiß, daß ich meine Heimat habe in Dir.

Ich hab dem Savigny gesagt, er soll ein bißchen hier dran schreiben, aber der arme Mensch ist froh, daß er lesen kann.

Es ist wieder Abend, er hüllt die Welt in wild zerstreute Farben, der Umriß meiner Tage spricht mich dagegen so farbenlos an, wie wenn ein Geist mich anredete. Die Natur kommt uns armen unnatürlichen Menschen so oft übernatürlich vor. Walpurgis hing heut an meinem Arme, ihr Anblick, die ganze Reihe von Bergen umher, deren Häupter unsre Nachbarn waren, erfüllte mich wie ein Traum. Die Täler waren versunken im Nebel, und ein so lebhafter Spiegel aller Dinge in meiner Brust, für die ich keine Stelle mehr sah, um sie mir zu bewahren. Alles dies, was ich Dir hier deutlich hinschreibe, war Verwirrung in mir, und ich sah träumend in den Wald hinein, während ich mit vollem Bewußtsein eine der reinsten und entsprechendsten Umgebungen meines Lebens hätte genießen sollen, hätte sie Herz oder Sinn für mich gehabt. Dort sah ich ein Licht, was im Grunde des Holzes wankte, und erinnerte mich der behaglichen Gefühle, die uns beiden so oft die erleuchteten Hütten gaben, wenn Du mit mir am Abend durch die Dörfer gingst. Die Ruhe nach der Ermüdung; und wir sahen da die Kinder rund um den Ofen, die Spinnräder und die Lampe nach der Reihe einschlafen.

Ach, es ist sehr traurig, wie ungeschickt einem das macht, was man im Leben die Konvenienz nennt, vielleicht hätte sie meine Empfindungen ganz auf die verkehrte Seite verstanden. Eine auswendig gelernte Mannigfaltigkeit und geschraubte Konsequenz, die, sobald wir in die Natur treten, zu höchst verderblicher Ungeschmeidigkeit und Einseitigkeit führen. Mit meiner Rückkehr zu mir selber versammelten sich nach und nach allerlei heterogene Empfindungen, und ich fand mich endlich in einer so wunderlichen Gemütslage, wie wenn ein Weltmann einen französischen Pas und einen munteren natürlichen Sprung in der Mitte vereinigen müßte.

Die Wolken drängten sich wie wilde Heere,
Gestalt und Stellung wechselnd in dem Streite,
Der Sonne Strahlen schienen blutge Speere,
Es rollet leiser Donner in der Weite,
Noch unentschieden schwankt des Kampfes Ehre;
Von Tag zur Nacht neigt sichs zu jeder Seite.
Bald sinkt die Glut, es brechen sich die Glieder,
Es drückt die Nacht den schwarzen Schild hernieder,
Doch, teilst Du froh mit mir, was Du gegeben,
Durch die allein von Schmerzen ich genas,
Dann wirst Du auch mich über alles heben,
Was ich in Deine Seele blickend gern vergaß;
Und kannst Du mir auf diesen Höhen trauen,
So werd ich bald das Höchste überschauen.

Bald werd ich die Gärten der Armide fliehen, bald bin ich bei Dir.

Clemens

Liebster Clemens, ich hab was von meinen Kloster-arbeiten hervorgesucht, ein Sträußchen, von Seide gewickelt, die alte Laienschwester Monika, wie die das Sträußchen mir wicklen lehrte, kam es mir so allerliebst vor, und nun seh ich, daß es doch nur ein allerliebstes Nichtschen ist, aber vielleicht machts der Walpurgis Spaß. Die Monika hatte einen Bierkrug auf ihrem Tisch stehen, von dem erzählte sie mir damals, als wir die seidnen Blumen wickelten, der Geist ihres verstorbenen Vetters sei gekommen und habe den Deckel vom Krug aufgemacht und aus dem Krug getrunken, um ihr anzuzeigen, daß er tot sei. Ist es denn nur bei solchen Gelegenheiten, daß sich ein Geist auf die Beine macht? Ich frage, weil, ach weil ich in Gedanken so sehr, so ganz wahr und wirklich bei Dir bin, weil ich Deine Gitarre höre im Geist und Deine Stimme ihre feurigen Lieder dazu dichten. Clemens, Du bist so gut und so schön, wenn Du singst, bist Du so besonders liebend noch dazu, und mir der liebste, der trefflichste, nicht aller Menschen, denn Menschen kenne ich, glaub ich, gar nicht, mir sind sie nicht aufgestoßen, das lieblichste Du selbst bist Du mir, die andern sind mir kein Selbst, sie sind zusammengeliehene, durch Umstände und Eigenheiten, die ich besser noch Verkehrtheiten nenne, entstandne Unselbstheiten. Eine grüne Wiese mit tausend goldnen Blumen, die all auf

ihren feinen Stielen im Abendschein wanken, und ein Clemens, der über die grüne Wiese so stolz am Ufer vom stolzen Rhein hingeht und fährt so rasch über die Saiten und singt so feurig und weich seine Liebe. Ich möchte ihr Hohn sprechen, daß sie Dich nicht küßt, lieber als hüben den Bettelmann, der über Dich lacht, und drüben den Savigny, der über Dich lächelt, und der sich so offenherzig rasieren läßt. Clemente, die ungeheuren Stricke, mit denen Du gebunden Dich wähnst, sind nur Spinnweb. Und Du fürchtest, daß, wenn du einen Ruck tust, so reißt das ganze liebesgewebte Netz, Du willsts aber gar nicht zerreißen. Gäb sie Dir einen solchen Rheingauer Schmatz, so fiel die Lieb Dir nicht mit der Tür ins Haus. Was solltest Du damit, Du fühlst es selbst. Der Savigny mag sie meinetwegen schon geküßt haben, im Weingarten oder am Brunnen oder sonstwo, er kommt herbei, man siehts ihm nicht an, er macht einen ganz trocknen Mund. Du aber, Clemente, würdest mit allen Sternen Dich darüber besprechen, und Echo würde es Dir abluchsen, um es durchs ganze Donnergebirg zu widerhallen, und Du selbst würdest schwanken wie ein Trunkner, des süßesten Weines voll. — Und Walpurgis hat recht, daß es würde Streit setzen im Wirtshaus. Denn das Wirtshaus würde alles entgelten müssen, und wenn das Dachfenster nachts im Winde klapperte, so wärs ein Eingriff in Deine Träume, grade da, wo Du vielleicht gewünscht hättest, das Dachfenster

hätte Dich um alles nicht geweckt, und wär die Walpurgis zutunlich mit dem Pommer oder mit dem Spitz, so würdest Du ihr vorwerfen, daß sie freundlicher mit den Hofhunden sei, wie mit Dir, und würdest dabei ungerecht sein, denn ein Hündchen, das man hat aufgefüttert, und das einem so absichtslos treu ist, das kann einem wohl näher am Herzen liegen als ein durchreisender Liebhaber. Und sei doch ein kaltblütiger Dichter, der gern eine Rolle übernimmt in dem eignen Lustspiel, was er dichtet. Du und der gelehrte Jurist, der so ernsthaft jung ist, und der Bettelmann, der so lustig alt ist, und das Mädchen, das nach den Äpfeln und Birnen sieht, ob sie heuer reifen, und dabei den Liebhabern zublinzelt, nun würde ich, wenn ich der Dichter wär, das Stück oder auch den Akt so enden, daß ich den kräftigen Bettelmann und den schmächtigen Gelehrten dem zurückgesetzten Studenten recht übermütig gegenüberstellte, der sich eben auf seinen Philistergaul schwingt, weil die Ferien aus sind, und die beiden Nebenbuhler spottend von ihm Abschied nehmen; allein wie er eben auf dem trägen Klepper den kotigen Dorfweg nehmen will, siehe da, gleichwie im Homer die alte Bettlerin am Wege sitzend ihre Kleider von sich abwirft, um plötzlich als blendende Göttin Minerva in die Wolken zu steigen, wirft dieser Schimmel auch plötzlich die alte Stalldecke ab und schüttelt seine blendende Flügelmähne und steigt in die Wolken, so hoch mit meinem Clemens, und der

wirft Kränze herab von seiner himmelansteigenden Bahn, und schenkt den beiden Nebenbuhlern, was sie ohne ihn nicht fassen konnten, nämlich, daß es lebende schwebende Natur ist, ihr himmlischer Sinnenreiz — der zu Füßen der schönen Rheingauerin sich entfaltet und mit reinem Lebensodem sie anhaucht im jungen Grün in der tausendfältigen Blumenflur, im klaren Rhein sich spiegelt und wie Tau von der Sonne wird geküßt, und dann, lieber Clemens, lebst Du ja nicht Deine eigensüchtige kleine Liebschaft, nein, den ganzen liebenden Frühling von 1804, und träufelst ihn herab von den fünf Saiten Deiner Leier, und betäubst Deine Nebenbuhler, daß sie schlummern und Wunder träumen von Seligkeit, die Du ihnen zumessest.

Das wär nun das Ende von dem Melodrama, das hab ich mir erdacht am Pfingsttag in der Liebfraukirch, wo vom Heiligen Geist gepredigt wurde, wie es mich fürchterlich langweilte, und ich konnte meine Füße nicht ruhig halten vor Ungeduld, ich mußte immer einen über den andern stellen, und in Gedanken war ich am Rhein bei Dir und bei dem Bettelmann, der gar nicht unfreundlich gegen mich war, denn wenn Du meinst, daß ich manche Züge ähnlich mit der Walpurgis ihrem Gesicht habe, so fühl ich, daß ich wieder sehr viel Ähnlichkeit hab mit ihrem Naturell, und ich glaube, der Bettelmann hätte auch bei mir den Sieg davongetragen, wenn nicht! — Ja, wie soll ich Dirs beschreiben? — nämlich

als ich eben von meiner Vision im Rheingau zurück in meiner Kirchenbank ankam, da war der Kaplan noch immer dran, als Pfingsttaube aus seinem Köpfchen die Gemeinde mit dem Heiligen Geist zu füttern. Der Bettelmann also hätte auch bei mir den Sieg davongetragen, wenn meine Vision nicht plötzlich mir den lieben Bruder Clemens daherzauberte, wie der plötzlich, statt der Taube, in feurigem Galopp aus dem Schalloch herabgeflogen kam, mitten in die Kirche! Der Prediger auf der Kanzel erstarrt, die Gemeine in ihrem Gesang verstummt, der herrliche Clemens aber auf seinem Pegasus karakoliert gleich einem englischen Reiter, und macht wunderschöne Künste auf seinem Wolkenstampfer; und auf dem Gewölk, was seinem herrlich melodischen Ritt zum Tanzboden dient, schweben wunderschöne Rosenkränze von einer Wolkenstufe zur andern und blühen und duften immer schöner, und die Menschen haben das Beten vergessen, alle fangen sie die Rosen auf, und das war Dir ein Getümmel in der Kirche und ein Jauchzen über die aufgefangnen Kränze! Ach, ich könnte Dir noch mehr erzählen, wenns nicht zu lang dauerte für ein Rosenfest, dessen höchster Reiz ist, daß er bald verblüht. Die Kirche war aus, eh ichs dachte, die Leute tummelten sich zur Kirchtür hinaus. Die Bäcker liefen mit weißgepuderten Kuchen, es war so heißer Sonnenschein. Den zweiten Pfingsttag ganz früh war ich mit dem Dominicus und Anton auf der Pfingstweide, da wurde unter den

großen Linden ein großer Kranz gemacht für den Pfingstochsen, die Kinder gingen bei den Gärtnern herum und bettelten Blumen dazu, sie hatten die Blumen alle zusammengebündelt und so mancher den Stiel abgeschnürt, daß ihr der Kopf abfiel; wie ich aber am Kranz flechten half, da ward er viel schöner, um acht Uhr war der Kranz fertig, und der Brummelochs ward mit angetan; am Nachmittag waren wir vor Bethmanns Garten auf einem Floß, das schwamm mit uns ein Stückchen den Main hinunter, es war auch schön auf dem Main; und wie wirds doch den Tag Dir gewesen sein, Du bist wohl einsam da herumgewandert, ich weiß, am Feiertag ists oft gar zu wehmütig, je schöner die Natur ist, je schauriger belagern einem die langen Schatten des vergehenden Tages, und die Menschen sind auch alle wie Schemen; sie flirren umher, man sieht kaum sie an, und kein Nachgedanke über sie kommt uns in den Kopf, ach und dann, wenn man vom Spaziergang nach Haus über die Schwelle tritt, da legt man den Blumenstrauß hin, den man gepflückt hatte, er sollte so schön im Glase blühen, er muß welken auf dem Tisch, denn die Seele ist gar zu müde. — So wird Dirs gewesen sein, Clemens. Aber wenn nun die Sterne aufgehen und winken, sie hätten was mit Dir zu flüstern, dann vergißt Du der stummen Schatten, die neben Dir hergingen, das helle Sternenlicht ist allein Dir geltend, so wars gewiß vorgestern abend,

denn ich hab Dich ſehen heimgehen über die Wieſen und hab als in mir verborgen mit Dir geredet und Dich bei der Hand genommen, und es war gewiß eine Stunde, daß ich bloß mit Dir geredet habe in mir, und als ich ſchlafen ging, da wars, als habe ich recht was Angenehmes erlebt mit Dir.
Das iſt meine Pfingſttagsgeſchichte in Frankfurt, ich bin jetzt wieder hier in Offenbach, wo ich tauſend Federnelkchen aufgeplatzt fand, und der Abendwind jagt ſich mit ihrem Duft.
Adieu, Clemens, die Federnelkchen werden auch bald alle geplatzt ſein. Dann kommſt Du zurück.

Bettine

An Bettine

Ich ſollte ſchon bei Dir ſein, liebe Bettine, ich hatte mir gelobt, daß ich nicht wolle nach den Pfingſttagen hier verweilen, und war auch ſchon in Mainz, und jetzt bin ich doch wieder auf dem alten Fleck, Savigny iſt allein zurück, ich will ja nur noch ein Weilchen mich ſammlen und ſo manches Lied, was ich der Gegend und der geſchäftigen Natur in ihr abgelauſcht habe, noch einmal durchgehen, damit es Dir rechte Freude machen ſoll.

O kühler Wald
Wo rauſcheſt du,
In dem mein Liebchen geht,

O Widerhall
Wo lauscheſt du,
Der gern mein Lied verſteht.

O Widerhall,
O ſängſt du ihr
Die ſüßen Träume vor,
Die Lieder all,
O bring ſie ihr,
Die ich ſo früh verlor. —

Im Herzen tief,
Da rauſcht der Wald,
In dem mein Liebchen geht,
In Schmerzen ſchlief
Der Widerhall,
Die Lieder ſind verweht.

Im Walde bin
Ich ſo allein,
O Liebchen, wandre hier,
Verſchallet auch
Manch Lied ſo rein,
Ich ſinge andre dir.

Ja, liebe Bettine, da haſt Du wieder einmal durch die Ferne herübergeſehen, recht ſcharf, grad wie Du mir ſchreibſt, ſo war mein zweiter Pfingſtabend. — Sie war fortgefahren, ſehr ſchön geputzt, über Land mit der ganzen Familie, ich und der Hausknecht waren allein zurückgeblieben; ich ſagte dem Hausknecht, er ſolle nur auch ein wenig zu ſeinen Bekannten gehen, wenn Gäſte kommen, ſo wolle ich

ihn rufen; so war ich den ganzen Vormittag allein, so still wie es im Weingarten war, man konnte hören das Gras wachsen. Da kam mancher Wagen vorbeigefahren, mit lustigen Leuten, und wenn ihr Räderlauf in der Ferne sich verlor, da fingen die Glocken aus den Ortschaften rundum an zu läuten, so ist mir der Morgen vergangen von früh vier Uhr, wo die Walpurgis abgefahren war, bis um elf Uhr, wo sie wieder heimkehrte. — Da kamen so viel Gäste von Bingen herüber, und so viele schifften hinüber nach Bingen, daß der Rhein ein groß Spektakelstück gab von Jauchzen und Musik auf den Schiffen, die sich bombardierten mit Trompetenstößen und allerlei verschiedner Tanzmusik und Lieder, die sich einer über den andern hinaus wollten vernehmen lassen, ich habe auch mit Link, der von Frankfurt gekommen war, den Savigny bis Mainz begleitet. Link ist dort zu einer Frau gegangen, von der er mir Wunderdinge erzählt, sie ist eine Französin aus der Vendée, war in Jena bis jetzt, hat dort mit den größten Gelehrten eine Zeitlang zugebracht, allerlei wissenschaftliche Experimente gemacht. — Sie sei, sagt Link, eine Heldin, eine ganz unerschrockne Seele, die in der Terroristenzeit durch ihre Kühnheit Unendliches gewirkt hat, — und namentlich in der Vendée, sie soll so schön sein, so vollkommen wohlgebildet, wie ein Weib aus den Nibelungen, sie reitet das wildeste Pferd. — Ich stand vor ihrer

Tür mit Link, er ging zu ihr mit einem Empfehlungsbrief aus Weimar, ich kehrte um mit dem Marktschiff, in Rüdesheim bin ich erst mit Sonnenuntergang zurückgekommen, alle Wirtshäuser tobten ganz ausgelassen; da hab ich in meinem Giebelstübchen über das Gelärm hinaus mich recht einsamlich in alles, was das Leben mir bietet, hineingedacht, nur Deiner hoffe ich gewiß zu sein, daß auf allen meinen Irrwegen, wo vielleicht keiner mir begegnen mag, Du aber mir nachgehen wirst, und wenn ich mich verlassen wähne, ich dennoch die edelste Wohnung besitze, in Deinem Herzen nämlich. — So war mein Abend beschlossen; getanzt und gejubelt unter mir, ich hörte das Lachen, und dann leise Klopfen an meiner Tür, als ich aufmachte, fand ich einen Krug mit Maitrank — rheinischer Hippokras — auf der Schwelle und ein Stück Festkuchen; wärst Du hier, so würde ich geglaubt haben, Du hättest es mir vor die Tür gestellt. Aber wer solls nun gewesen sein? — Es war ja die Walpurg, ich hörte sie am End vom Gang laufen.

Du schreibst mir in Deinem Brief, daß Du selbst eine gewisse Hinneigung zum Bettelmann empfindest. —

Wenn ich ein Bettelmann wär,
Käm ich zu Dir,
Säh Dich gar bittend an,
Was gäbst Du mir? —

Der Pfennig hilft mir nicht,
Nimm ihn zurück,

Goldner als golden glänzt
Allen Dein Blick;

Und was Du allen gibst
Gebe nicht mir,
Nur was mein Aug begehrt
Will ich von Dir.

Bettler, wie helf ich Dir? —
Sprächst Du nur so,
Dann wär im Herzen ich
Glücklich und froh.

Laufst auf Dein Kämmerlein,
Holst ein Paar Schuh,
Die sind mir viel zu klein,
Sieh einmal zu. —

Sieh nur, wie klein sie sind,
Drücken mich sehr,
Jungfrau, süß lächelst Du,
O gib mir mehr.

Mainz

An Bettine

Liebe Schwester, Du wirst mirs verzeihen, daß ich nicht Abschied von Dir nehme, aber ich gebe Dir nicht etwas, ich bin Dir gegeben. Du weißt nicht, wie glücklich ich bin, daß ich Dir dies durch die liebenswürdigste Frau sagen kann, die durch ihr Geschick schon über den gewöhnlichen Kreis der

Menschen hinausragt, noch mehr aber durch ihre Selbständigkeit, durch den festen, ernsten Willen, mit dem sie dies Geschick bekämpfte und heldenmäßig ertrug, indem sie ruhig und allein zwischen den Schrecken der Blutgerichte hindurchwandelte. Mit solchen Naturen sich berühren zu dürfen, ist eine Auszeichnung für den, dessen Seele und Geist vielleicht darauf angewiesen ist, durch solche Naturen sich selbst zu bilden und durch sie zum Erhabenen gelenkt zu werden. Wie sehr ich für Dich immer Sorge trage, das Edle und Schöne, was ich auffinde, was mir seine Macht fühlen lässet, mit Dir zu teilen, davon mag Dir hierin der Beweis gegeben sein, daß ich ihr, die ein so großes Herz hat, die mit diesem Herzen ausreichte, wo so viele verzagt sein würden, auch Dich und meine Liebe zu Dir empfohlen habe. Ja, ich hab ihr alles mitgeteilt, daß ich nämlich die besten Kräfte meines Lebens dranwenden möchte, um Dir eine würdige Zukunft zu bereiten. — Sie hat mir in diesen Stunden, so einfach, als sei es nur ganz gewöhnlich, von sich erzählt. Durch die Vendée ist sie oft auf wilden Pferden, die kaum den geübten Reiter trugen, auf Kreuz- und Querwegen geritten, um mit den großen Helden dort sich zu treffen, denen sie oft auf nächtlichen gefahrvollen Wegen voraneilte, manchen jener armen Landleute (Chouans) hat sie gerettet mit Gefahr ihres Lebens, ihre ganze Familie aber hat die Guillotine gefressen. Nur sie, geleitet durch ihren guten Stern,

der ja auch von ihrer Stirne glänzt, ist glücklich nach Deutschland gekommen. In Jena hat sie eine geraume Zeit geweilt, und war in einer wissenschaftlichen Verbindung mit meinem Freund, dem großen Physiker Ritter, von dem Goethe sagt: Wir alle sind nur Knappen gegen ihn. — Durch einen Brief von ihm hab ich sie hier in Mainz getroffen, wo ich seit gestern bin und von hier nach Jena zurückgehe. Was kann ich Dir je sagen, was an dieses Weib hinanreicht, da ich nie einen bessern Gedanken hatte, als sie zu begreifen. Du sollst sie lieben wie mich, und mehr wie mich. Du sollst ihr vertrauen und sie mit allen Deinen Armen umschlingen mit Wurzeln und Gezweig, denn sie ist Himmel und Erde, sie ist ein Weib, an dem die Vortrefflichkeit und Barbarei du jour (das heißt wie es heute zutage hergeht) gescheitert ist, sie allein kann Deine Ideen über Revolution und Volksglück aufklären, o sie kann Unendliches für Dich, sie ist ein Geschöpf aus Gottes Hand, ein gewöhnliches Weib wie Eva, und wie sie aus dem Herzen jedes Mannes herausstiegen soll. Wundre Dich nicht, daß ich so über sie disponiere, da ich sie nur eine Stunde gesprochen habe, aber das organisch Vortreffliche spricht sich in der Sekunde aus, und verhüllst Du die Venus in die dichtesten Schleier, und der unschuldige Mensch merkt nur die Bewegung ihres Atems, so wird er mit seiner Seele dafür haften, daß dieser Mantel die Schönheit und die Liebe ver-

berge. Schenk ihr die Geheimnisse Deiner Seele, alle Deine Phantasien ergieße ihr, sie muß sie aufnehmen und würdigen, und muß Dich beglücken, denn es ist in ihrem Wesen wie das Empfangen des Weines im Kelch. Sprich von allem dem gegen niemand. Es ist ein glückversprechender Lebensmoment für Dich, denn der großen Seelen sind nur wenige, sich aber mit ihnen in so voller Unschuld geistig zu berühren, ist auch nur wenigen geworden. Schreibe mir bei Friedrich Schlegel in Jena.

Dein Clemens

Liebe Bettine

Madame de Gachet bringt Dir einen offnen Brief von mir, ich habe aber manches währenddem gedacht. — Herzlich offenbaren kannst Du Dich ihr, denn sie versteht Dich, und der gute Mensch hat keine Geheimnisse, auch sollst Du sie lieben wie den geistreichen Menschen, doch nur ihren Geist und Herz, die Narben aber, die ihr Erfahrung und Geschick geschlagen, das männliche Wilde ihres Seins und Verstandes sollst Du übersehen, überhaupt Dich ihr nicht hingeben; mein bleiben und Gott. — Unschuldig sein neben ihr, von ihr lernen ohne Absicht, denn die Absicht überhaupt ists, die solche Narben zurückläßt. Ich traue Dir unendlich viel zu, wenn ich Dich denke mit ihr umgehend, ohne von ihr

hingerissen zu werden; Dich immer selbst besitzend und doch ganz aufrichtig, denke immer an mich dabei, hüte Dich, wenn Du sie verehrst, daß nicht Dein eigener Genius den obersten Platz verliere. Schreibe mir nach Jena bei Friedrich Schlegel, aber bald, in einigen Wochen bin ich in Marburg.

Liebe Bettine

Und immer noch von dieser de Gachet, aber Gott weiß, es jagt mich wieder aus dem Bette heraus, ich muß Dir noch einmal von ihr sprechen, denn es kann bei ihr viel zu gewinnen und zu verlieren sein, und ich könnte keine Minute ruhen, wenn ich nicht wüßte, daß Du sicher wärst. Ich weiß von dieser Frau nichts, als daß sie mit einem der geistreichsten Menschen, einem Freunde von mir, genau verbunden ist; daß sie jetzt die einzige Französin ist, die auf der Höhe der deutschen Wissenschaft steht, das ist ungeheuer viel, aber um dies zu erringen, was hat sie vielleicht erfahren müssen, und wieviel zarten Sinn haben ihr diese widerspenstigen Wissenschaften wie kostbaren Hausrat erst zerschlagen, eh sie sich besiegt gaben. Sie ist voll Enthusiasmus, und es ist ihr in allem Ernst auf Leben und Tod, auch hat sie die Mittel dazu, Du wirst Dir leicht denken können, der Mensch sei ein Turm, der in der Erde wurzle und in den Himmel rage, und in

dessen Mitte eigentlich das schöne liebe Menschenleben zwischen Himmel und Erde ist, viele Menschen steigen in die Tiefe und kehren nicht zurück und vergessen der Mitte, die allein lebendig ist, viele steigen in den Himmel und vergessen diese Mitte, in der doch Himmel und Erde sich umarmen, und diese sind zwar große Menschen, aber nach meiner Ansicht werden sie doch nur als Mittel von Gott gebraucht, er belohnt sie mit berauschendem Stolze für ihre Mühe mit den Wissenschaften, und lehrt sie die schöne Mitte verachten, um sie zu verführen, nicht zurückzukehren. Ich bitte Dich, bleibe in dieser Mitte, und steige nur in die Höhe, um zu beten, sonst wird das Gebet ein Handwerk. Da ich der de Gachet von Dir erzählte, war es ihr sogleich so ernst mit Dir, daß sie vielleicht gar nach Offenbach ziehen wollte, wenn Du ihr gefielst, um mit Dir umzugehen, es wäre schön, wenn Du etwas Chemie von ihr lernen könntest, und durch ihre herrlichen Gedanken Deinen Geist erweitern, überhaupt durch sie einen Begriff von vielem erhalten, doch bitte ich Dich recht herzlich, es nur zu tun, wenn es der Zufall erlauben sollte. Ich bereue es sehr, und es ist eine Übereilung, daß ich ihr den Brief an Dich gab, ich kenne sie doch zu wenig dazu, doch hoffte ich, Du wirst beide morgen schon haben, und eher als ihren, und darum durch jenen heftigen nicht verwundert werden, den sie Dir bringt, Du kannst alles, was drinne steht, solltest

Du sie näher kennen lernen, an ihr erproben, ob es so ist, das meiste ist vermutlich so, aber ich will nur nicht, daß Du sie gar für unsern Herrgott hältst, ich habe es unstreitig zu arg gemacht, daher, meine liebe Schwester, werfe Dich ihr weder zu Füßen, noch um den Hals, sondern estimiere sie, und profitiere von ihr, ich will, Du sollst mir sogleich umständlich schreiben, wenn Du sie zum erstenmal sahst, wies dabei herging, alles, was an ihr wissenschaftlich ist, mag vortrefflich sein, aber ihre Grundsätze, da glaube ich, brauchen wir zwei keine andre als unsre. Lieb gut Kind, ich habe Dir da eine rechte Seelenschererei mit meinem hitzigen guten Willen gemacht, so geht es, wenn der Bruder ein Poet ist. Du sollst Deine Singstunde immer in Gegenwart eines Dritten oder der Tante nehmen, denn Koch ist doch etwas gemein, setze alle Deine Arbeiten fleißig fort, und behalte mich lieb. Du kannst die de Gachet etwa fragen, was Du wohl lesen solltest, aber schreibe mir alles, was sie zu Dir sagt und Du zu ihr, so viel als möglich. — Adies — Adies — die großen dummen breiten Ausdrücke in meinem Briefe, den die de Gachet bringt, kommen mir jetzt so komisch vor, ich glaube und schäme mich drüber, ich wollte ihr damit schmeicheln, sehe selbst zu, wie sie Dir gefällt.

Clemens

Adresse: Jena, bei Friedr. Schlegel; schreibe bald.

Geliebter Clemens. Was ist doch alles widerfahren in diesen wenigen Tagen der, die Du Bettine nennst! — Ein Südwind auf brennenden Sohlen, in einer Wirbelwolke von Staub, wehte mir ins Gesicht. Von einem Tag zum andern hat die Welt hier in Offenbach einen Purzelbaum geschlagen. Denn erstens las ich im grünen Zimmer, auf der Fensterbank, vor dem Herzog von Aremberg, über die Volksmajestät ein französisches Aktenstück, worüber ich Unendliches hätte den Herzog zu fragen gehabt, der schlief aber, ich wollte nur allmählich aufhören zu lesen, damit er nicht wach werde, ich fing schon an ganz stille zu werden, ich hatte ausprobiert, daß er fest schlief. Siehe, da kam im Sturm dahergebraust ein Kabriolett, wie ein abgeschoßner Pfeil, vor die Haustür, herab springt der Wagenlenker, ein jugendlich voller, schöner Mannjüngling mit klirrenden Sporen, zwei Reiter, die ihn begleiten, treten mit ihm ein, ich war, ich weiß nicht wie, nicht warum, von Schrecken durchgriffen, daß ich vergaß zu reden, und besann mich nicht die Großmama zu rufen, die im Garten war. Der Herzog fragte, wer da sei, ich deutete den Fremden an, er sei blind, und sagte: C'est un jeune Cavalier Monseigneur avec deux Messieurs. Au contraire, c'est une femme, sagte der Jüngling und näherte sich. Der Herzog wußte gleich, wer sie war,

denn er ergriff ihre Hand und äußerte ein sehr warmes Interesse. Ich lief in den Garten, die Großmama zu holen. Die sagte gleich von Madame de Gachet, einer Prinzeß aus der Vendée, und bis wir ins Haus eintraten, schwindelte ihr der Kopf vor Begeistrung. Ich besann mich unterdessen und wollte gern unbefangner Zuschauer sein. Hinter der Tür vor der Großmama ihrem Schreibzimmer blieb ich stehen, wo ich einstens schon Herder, Boonstedten, Friederike Brunn, die Krüdner und andre närrische Erscheinungen berühmter Leute angestaunt hatte. Es war ein Verbeugen und Neigen der beiden Frauen und ein Beteuern, und ich hätte gern alles behalten, um Dirs zu erzählen, es war ein zu groß Geschwirr von lauten Stimmen; ich konnte nur den Herzog verstehen, der zu ihr sagte: Vous êtes la plus respectable des ennemies de la France, sie nannte die Assemblée nationale le dépôt de la confience de tout un peuple, und redete, als ob sie die Welt erneuere. Le peuple n'est plus livré aux intrigues de cour ni aux incertitudes ministerielles, und meinte, damit sei ihr ganzes tragisches Schicksal ausgewetzt, und dann sprachen sie über Krieg zu Wasser und zu Land, von Vaisseaux de guerre und Kavallerie und Infanterie, und sie redete davon, als wär sie bei allen Schlachten mitgewesen.

Liebster Clemens, wenn Du mir freundlich bist, dann bin ich, wo nicht ruhig, doch zufrieden. Ruhig

sein heißt bei mir, die Hände in den Schoß legen und sich auf den Kindchesbrei freuen, den wir heut abend essen. Ruhig sein kann ich nicht, ich freu mich auf alles, was grade das Ruhigsein ausschließt, ich muß jauchzen vor Vergnügen über ein unbestimmtes Etwas. Was mag es sein? Das macht mich auch wieder unruhig, ich nehme drei Treppen unter die Füße bis zum Dachgiebel hinauf, ich guck zum Gaubloch hinaus, was doch herkommen mag, worauf ich so sehr mich freue, und weiß doch nicht was, und ich sah doch auch gar nichts, so weit der Blick trägt; aber nichts! — Aber meine Seele ist eine leidenschaftliche Tänzerin, sie springt herum nach einer inneren Tanzmusik, die nur ich höre und die andern nicht. Alle schreien, ich soll ruhig werden, und Du auch, aber vor Tanzlust hört meine Seele nicht auf Euch, und wenn der Tanz aus wär, dann wärs aus mit mir. Und was hab ich denn von allen, die sich witzig genug meinen, mich zu lenken und zu züglen? Sie reden von Dingen, die meine Seele nicht achtet, sie reden in den Wind. Das gelob ich vor Dir, daß ich nicht mich will züglen lassen, ich will auf das Etwas vertrauen, was so jubelt in mir, denn am End ists nichts anders, als das Gefühl der Eigenmacht, man nennt das eine schlechte Seite, die Eigenmacht. Es ist ja aber auch Eigenmacht, daß man lebt! — Wir haben in dem Kloster ein Gebet gehabt, daß uns Gott hat das Leben neu geschenkt jeden Morgen. Ich habs nicht geachtet, jetzt

mache ich eine andre Betrachtung darüber, daß wir für unser täglich erneutes Leben dem Gott danken, das macht uns feige, dem Leben zu entsagen! — Aber auch noch Schlimmeres entsteht daraus, wir schließen die Grenze des Lebens so sehr eng ab. Wir steigen so allmählich den Berg hinab und sagen: mein Leben geht schon abwärts, wir setzen die Nachtmütze auf, wir räumen auf und halten an eine kleinliche Ordnung, kurz, wir haben in einem fort mit der Kreide zu tun, mit der wir alle zufällige Flecke unserer Seelenmontur zudecken, weil wir uns auf die himmlische Parade vorbereiten. Wenn alles so ziemlich instand ist, setzen wir uns hin und seufzen und schwitzen als noch die paar Lebenstägelchen fort, die uns der Herrgott zugemessen hat, in lauter Angst, daß die Kreide auch hafte auf den Flecken und daß kein neuer Schmutz dazukomme, und da wird denn das Leben so ledern, daß man dem Gott den ärgsten Schimpf antun würde, es als Geschenk von ihm zu achten. Es ist aber noch mehr und ein viel größerer Irrtum dabei. — Nämlich die närrische Idee, daß Leben enden könne, Leben kann wohl verlassen, was nicht vermag Leben zu fassen, aber es kann nie enden. — Und kurz, ich finde diese Anstalten fürs ewige Leben so, daß es Reißaus nehmen muß vor dem Tod in uns. Aber nicht, wie ihr fälschlich meint, daß der Tod über einen komme wie der Dieb in der Nacht. Und wenn er käme, wer wird denn Anstalten machen, für diesen Esel, der so

schlecht das Lautenspiel versteht, daß er damit schon einer schwachen Seele den Garaus macht. Nein! Wie ich Dir hier noch einmal sage, das Leben flieht die Wüste des Todes, aber dem Tod eine Macht zuschreiben über das Leben, das ist Unsinn. Es ist aber noch ebenso dumm, irgend eine Macht anzuerkennen über uns, als nur das Leben selbst, und leg Dirs zurecht, wie Du willst, ich kanns nicht weiter ausdrücken, ich kann nur sagen, was auch in der Welt für Polizei der Seele herrscht, ich folg ihr nicht, ich stürze mich als brausender Lebensstrom in die Tiefe, wohin michs lockt. — Ich! Ich! Ich! — Ich greife um mich mit meinen Fluten, ich eile in stolzen Wogen durch die Triften. Ich durchziehe euch, ihr Heiden, — dort kommen die Berge, die Welt ist rund, mir ist jedes Tal die Höhe, die mir zu durchbrausen beliebt, denn eben weil die Welt rund ist. —

Clemens! ich weiß, daß Du diese Wellen des Vertrauens gerne aufnimmst, und ich weiß, daß bei Dir gut weilen ist, drum wird der Lebensstrom auch nur ganz langsam fließen, so lang er durch Deine Lebensgegenden zieht, aber über meine Neigungen kannst Du nicht disponieren. Weiß ich doch nicht, was mich Dich lieben heißt, ich gehe Dir nach ohne zu wissen warum, wenns nicht der Lebensstrom wäre, der eigenmächtig durch Deine Fluren wallet und sich wohlbefindet so, ja, es ist sein selbstherrschender Wille, der sich durch Deine Lebensgebiete drängt,

ach- und er strömt so voll, so selbstgefühlig in diesem reinen edlen Bett, über Perlen und Goldsand, und die Ufer so blütenreich, gratulieren meinem stolzen Wogengang. — Heut bin ich närrisch, Clemente! — Der Frau Gachet kann ich auch nur im Vorüberströmen günstig sein, aber sie lieben wie Dich selber, liebes Flußbett, was fällt Dir ein. — Der Fluß strömt nur Dir freundlich und gutwillig, gegen andre ist er rebellisch und rauh, ich will wohl mit der Gachet umgehen und ein bißchen an ihr nagen mit meinen Wellen, aber mich ihr hingeben, von ihr mich leiten lassen, was fällt Dir ein? — Ich brause vor Zorn, daß einer etwas über mich vermögen soll, was nicht ich selber bin? — Nein, Clemens! welches Menschenschicksal auch über mich komme, das ist mir so jetzt ganz nicht von Gewicht, aber mich durchreißen Ich selber zu bleiben, das sei meines Lebens Gewinn, und sonst gar nichts will ich von allen irdischen Glücksgütern. Gute Nacht für heute.

Eben jetzt bekomme ich Deinen letzten Brief, und bin froh, daß Du selbst bekennst, ein wenig übereilt geschrieben zu haben. — Sie hat gar nichts mit mir gesprochen und Deinen Brief mir sehr freundlich in die Hand gedrückt, sie sah mich oft ganz starr an, als wolle sie mir etwas sagen, Du kannst überzeugt sein, daß ich mich ihr nicht zu Füßen und auch nicht um den Hals werfen werde, ich werde alles, was ich von ihrem Geist begreife und erlerne, Deinem Urteil unterwerfen, mein Leben und mein

Glaube, und die Lust zu bekennen, was ich will und suche, sind ja Dein, und was meine Sprache nicht auszudrücken vermag, Du mußts finden in mir, die Dir nicht fremd ist. — Unter allen frohen Stunden bleibt die mir am lebendigsten, wo Du mich zur Lust am Leben angemahnt. Ich begreif doppelt rasch, ich weiß, wo mirs herkommt, daß ich in den nächsten Lebensmoment schaue als in einen reichen Schatz, der mir wie ein Demant entgegenblitzt und mich begierig macht auf ihn. Der ungehemmte Lebensatem, von dem das volle Herz getragen wird.

Vernähme der Mensch besser, was ihm die Sterne zuwinken, so würde er sich im Flug entfalten, und könnt ichs besser sagen, so sähest Du deutlich und klar, der Sinn kann sich nicht ändern, er dient Dir so willig, um treu bleiben zu dürfen, so kann er keinem andern sich zuwenden wollen, ums besser zu haben.

Adieu, lieber Clemens, Du bist mir den Abschiedskuß noch schuldig.

Deine Bettine

Wo bleibt denn nun jetzt die Walpurgis und die schönen Lieder der Liebe? — Nicht wahr, jetzt bist Du nicht mehr eifersüchtig auf den Bettelmann!

Ich danke von ganzer Seele für den beruhigenden Klang Deines Briefes, in dem sich Selbstgefühl und Liebe so schön durchdringen. Ich weiß nun mehr über die de Gachet, Du kannst mit ihr sein, und kannst sie auch vermeiden, wenn sie Dir nicht zusagt, denn ein Herz, was so herrlich grünt und blüht wie Deines, bedarf keiner Seele als nur der Liebe; die hast Du von mir. Bleibe über alles Zufällige erhaben, folge Deinem inneren Ruf, er ist zu stark in Dir, wer wollte Dich ihm entziehen? — es wäre Frevel, es zu wollen, da wir alle noch nicht da sind, wo wir mit uns selbst rechten können, ob wir irgend etwas wollen sollen, oder nicht, so würde der rein als Natur hervortretende Instinkt ja nur in sich selbst erkranken, sollte er bezwungen werden durch Reflexion, und sein Genie, die Rettungskraft aus dem Irrtum heraus, wär ihm dadurch gebrochen.

Daß die Welt den großen Kreislauf macht durch Irrtum und leidenschaftliche Verkehrtheit, hat Dir selbst ja bei Deinem ersten Blick in die Welt eingeleuchtet, daß sie aber zu ihrer Ursprünglichkeit zurückkehren solle in vollem Bewußtsein und mit aller Gewalt, das dieses Bewußtsein gibt, das soll in jedem einzelnen wahr werden, oder er wär dieser Welt verloren. Und außer ihr sein wollen ist Vernichtung. Nein! jede individuelle Kraft kann

nur durch und in der Allgemeinheit Wurzel fassen, kann nur in ihr sich selbst verstehen lernen, und kann nur an ihr sich erproben. Drum ist die Geschichte der Dinge das wahre Element der Geister, und darum hat diese de Gachet eine elektrische Wirkung auf die Menschen, weil ihre Eigentümlichkeit sogleich an der Geschichte sich entzündet und drin aufleuchtet, ja, wenn der Mensch erst dasteht (das heißt obenansteht), dann ist sein Leben ein fortwährendes Weltwirken. Alle kühne Taten großer Menschen sind ein unwillkürliches aber ganz naturgemäßes Mitwirken der Gesamtheit, oder der Geschichte der Dinge, deren Erzeugnis ja auch der Geist ist; und Mirabeau würde nicht so Schlag auf Schlag getan haben mit jedem Worte, wäre seine Eigentümlichkeit nicht fortwährend elektrisch eben von dieser Geschichte seiner Zeit entzündet worden. Man beurteilt zwar oft die Menschen nach einem sittlichen Wert oder Unwert, dieser ist aber im allgemeinen Weltgeschick nicht mehr zu rechnen. Wer wird dem Mirabeau seine moralische Vergehen anrechnen? — sie sind geschleuderte Blitze seiner Sinne und seines Geistes, je nachdem sie in fortwährender elektrischer Reibung mit der Geschichte der Dinge sich entladen. Die Revolution hat unendliche derartige Charaktere hervorgebracht, sie haben alle geleuchtet, sind scheinbar wieder verschwunden, ob sie noch wirken? — Daß sie noch wirken, das weißt Du wohl am besten, da Du oft Deine höchste Begeisterung

für sie ausgesprochen hast, und hierdurch die erste und tiefste Grundlage Deines Begriffes in Dir geworden ist. Ganze Generationen sind vorübergegangen, wo gar kein Weltbegriff in den Nationen hervorgetreten war, und das ganze Menschengeschlecht im Willen und im Geist am Boden verkeimte, darum war aber auch keine Geschichte, erst indem sie sich zum wirklichen Leben entzündete, regte sich diese Saat selbstwirkender Eigentümlichkeiten; und diese Gachet — was auch von der Philisterzunft ihr Nachteiliges möchte nachgesagt werden, war doch von ihrem Zeitalter tief bewegt; sie zählte mit, sie hatte ein Geschick, und dies webte sie kühn und lebenskräftig in die grausamen überwältigenden Weltgeschicke mit ein. — So manches Wagnis führte sie oft nur aus um eines einzigen armen Bauern willen, dem sie nachts vielleicht ein Brot brachte in seinen Versteck, oder dessen Kinder und Weib sie nährte, während der Mann nicht für sie sorgen konnte. Authentische Papiere, meinem Freund Ritter von ihr mitgeteilt, legen es dar. In einer wilden, nicht geheuren Zeit — was wir unendlich menschliches Elend nennen würden, das wurde dort nicht geachtet, nicht empfunden, es war angemeßnes Tagwerk, diesem Elend der Lebensbedürfnisse zu steuern; — waren sie in etwas befriedigt, so sprühte auch gleich wieder jener elektrische Funke, der die Weltgeschicke durch große Charaktere herausbildet und aufbaut, oder sie reinigt oder erzeugt. — Wem hat

diese Frau gedient in jedem Bauern, dem sie Hilfe leistete? — einem vertriebenen König, sie konnte das nicht anders wollen, obschon auch ihr die Not und die Berechtigung und die Würde der Nation heilig waren. Und nachdem nun dies schauerhafte Gewitter, was den ganzen Erdenhimmel entzündete, wo kein Blitz aus den Wolken fuhr, der nicht traf, allmählich ausgerollt und sich entladen hat, — da sind alle die Ihren vom Blitz getroffen, sie bleibt allein stehen und ergreift die Wissenschaft zu ihrem Freundesstab, und sucht die edelsten Geister auf in Deutschland, weil ihr der Vaterlandsboden durch unendlich schwere Jammerszenen unerträglich und auch verpönt ist. Dies alles ist schön und edel, und es ist beglückend, mit solchen Menschen sich berühren dürfen! Das mußte ich Dir sagen auf Deine Verteidigung Deiner Lebenseigenmacht; sie sei Dir ganz individuell, unverletzt, so kann sie doch nur als gesamtmitwirkend Dir selber wieder zugute kommen. Das ganze Du der Menschheit muß ein Ich werden, große Menschen denken und fühlen nicht anders. Und so sollst Du auch sein mit ihr, die ein Du für Dich ist, in der schönen und edlen Seite aber dein eignes Ich sein muß. Es wird Dir vielleicht seltsam deuchten, als ob ich Dich von der einen Seite warne, auf der andern aber sie Dir im verklärten Lichte zeige, und so ist es auch. Ich will nämlich nicht, daß Dein eigner Charakter, der so fest und so entschieden sich schon ausspricht, sich

allenfalls einen andern, der so mächtig einzuwirken vermag, sich unterwerfe, ich will aber auch nicht, daß den Handlungen, die nur der wirklich große Mensch begehen kann, ein schlechtes Urteil gesprochen werde. Was ich Dir übrigens über die de Gachet hier schrieb, ist teilweise aus dem Brief meines Freundes Ritter an mich, dieser große Mensch, der in seinem innern Wissen und Wirken die Zeiten überragt, hat eigentlich hierin den Begriff von sich selber niedergelegt. Ihn mußt Du auch noch kennen lernen, es kann sich Dir nichts Schöneres enthüllen von Menschensinn, als dies kindliche, bis ins Antike hinaufragende Gemüt.

Wenn ich von der gewohnten Weise mich mit Dir zu verständigen hier abgewichen bin, so ists, weil ich die reine Menschlichkeit in Ritters Begriff in keine andre Sprache übertragen konnte. Ich möchte Dir alles zuwenden, was mich je gerührt und bewegt hat. Lerne, wenn Du auch nur dabei begreifst, wie man Dich nicht lehren sollte. Dein Bestreben sei, Dich so mit Deiner Vorzüglichkeit zu durchdringen, daß kein Mensch merke, wo Du es bist. Antworte mir und bleibe bei dem, was Deine Seele nähren kann. Ich werde Dir bald allerlei Bücher schicken. Vor allem bewaffne Dich gegen jeden Mißbrauch, den man von Deiner Zukunft machen könnte, gebe niemand auch nur das Geringste davon in die Hände. Lasse nur Dir selber die Herrschaft in Deinem Gemüt, und lasse mich einen

geringen Anteil dran haben, wir sind ja keine zwei! —
Adieu, Du edles, geliebtes Kind.

Dein Clemens

Lieber Clemens

Jetzt schreib ich gleich weiter von allem, was ich über Deine Warnungssorgen vergessen hatte. Diese Frau hat mich in einem fortwährenden Schauerrieselerhalten, und denke Dir, während ich in die Türe gelehnt sie ansah, verstummte sie oft mitten in ihrer Rede und sah sich nach mir um, keine Goldfrucht winkt lockender aus dem dunklen Grün, als ihr lächelnder Blick nach mir, ich fühlte mich beschämt. Bei der Heimfahrt nahm der eine ihrer Begleiter den Platz im Whisky ein, sie schwang sich mit selbstgefälliger Anmut aufs Pferd, sie grüßte mich, als wolle sie mir sagen: schwing dich auch aufs Roß, aus allem heraus, was dich beengt, komm, vertrau mir, ich will dir die Hand reichen. — Und fort war sie; und ich lief in den Garten und stieg auf die Pappel, wo hätt ich hingesollt, so sehnsüchtig in die Weite? — Auf dem Gaul die Abendlüfte durchsausen im Galopp! — und hätt ich das gekonnt, mein ganz Glück würd ich darin finden und muß Dir alles sagen, was ich hierbei denke.
Man muß doch wohl wissen, was das Gegenteil ist von aller Verkehrtheit, denn nur in dieses hinüber

kann man sich vor ihr flüchten, und doch, wenn sie mich wie Lüge und Gespensterwesen anschauderte, und ich glaubte ihr Gegenteil, die Wahrheit, zu empfinden, so war keine Gewalt in mir dazu. Die erste Melancholie, die erste Träne, die wie eine Frage mir ins Gewissen fiel, war derart. Ich ging einmal in so unklarer Stimmung über den Hühnermarkt in Frankfurt, auf einmal befand ich mich wie im Traum, aus einem Weltenraum in den andern hineingerissen, aus der kalten, mit spazierengehenden Philistern besetzten Straße unter die befiederten, also zur Freiheit geschaffnen Tiere. Die Tauben, die man im Abendschein in Herden die Sonne vergoldeten Wetterfahnen der Kirchtürme umschwingen sieht, waren hier in schmutzige Körbe eingesperrt, wo sie ihr reines Gefieder besudelten bei kargem Futter. Und morgen sollten sie von der Hand und für den Magen eben dieser Philister geschlachtet werden, in denen nie ein Naturgefühl den Lebensreiz erhöht hatte. — Es machte mich traurig, ich fühlte mich hier besser und weniger beschämt als unter den Menschen. Diese Tiere sind ein Liebreiz der Natur, sie haben Mut, sie schwingen den wolkenbringenden Winden sich nach in die Lüfte, und alle Lebensgeister in ihnen sind angefacht. So wie ich mich sehnte damals, mit den Tauben unter Gewittern die Türme zu umkreisen, so hätte ich gestern auf dem Gaul im Galopp dem gewohnten Schlendrian mich entreißen mögen. Ich hab es sehr deutlich

gefühlt, was diese Frau voraus hat, dadurch, daß sie so einem Reiz kann genügen. Freiheit fühlt sie in allen Gliedern auf dem Pferd, das sie zu lenken versteht, und wenn es sich bäumt und steigt, und sie läßt so ruhig es gewähren, denn sie weiß, es wird sich gleich fügen, und jetzt ist sie aufgeregt durch einen Gedanken, so setzt sie dem Gaul die Sporen in die Seite, und er fliegt wie ihr Geist mit ihr zugleich dem entgegen, was sie erringen möchte. Ach, wie muß das die Kraft fördern Leibes und der Seele, wie muß das den Gedanken treiben, daß er gepanzert hervorspringt gleich, und dreinschlägt in den Begriff, und wie muß es das Herz heben, das Reiten? — Nur edlen Naturen gehört das Pferd, kein Vorsatz konnte mich bewegen, auch keine Vorstellung, keine Belehrung, keine christliche Moral irgend mich selber im Zaum zu halten, das Gute zu tun, das Böse zu lassen. Aber auf einem Pferd, da würde ich zu jeder kühnen Tat, auch noch im letzten Augenblick herangesprengt kommen, denn das würde genievolle Begeisterung in mir anregen. Was ist der Unterschied zwischen Gott und Menschen? — daß in ihm alle Lebensreize wach sind, und aber im Menschen schlafen sie. — Er hebt das Haupt, der Mensch, weil ihm irgend etwas deucht, — er sucht seine Meinung, er glaubt sie gefunden zu haben; er paßt sie den unbegriffnen Dingen an, die müssen sich danach zurechtsetzen lassen, und den nennt man einen

Weisen, der das Ursprüngliche so lange verkehrt und das Göttliche durch Schein und Trug ersetzt, damit er sagen könne, von mir geht der Begriff aus. Und seinen verrückten Plänen fügt man sich denn, er sitzt tief im Philisterstuhl, aber von dem Feuer eines kühnen Pferdes träumt ihm nichts. Ebensowenig von der Wahrheit, die ein so lustiger und rascher Gaul ist, der über Stock und Stein hinaussetzt und ums Ziel siegend herum sich tummelt. Und da schreien die Leute über den Tollkühnen, der wie wahnsinnig über die Barriere sprengt, verbotne Wege reitet durch die gefahrvollen brausenden Wellen hinauf zum steilsten Ufer, gleich wird er verunglücken! Die Feigen wissen nicht, daß diese tollkühnen Sätze abgemessen sind nach ewigen Gesetzen der Begeisterung, sie sind gewagt, aber in ihrem Wagen liegt ihr Gelingen. Wär ich König, ich würde die Welt untertauchen und sie gereinigt aus den Zeitenwogen hervorgehen lassen. — Was ich sage, sei es Frevel, o so ist mir dieser Frevel lieb. Wo war je ein Gebet stolz genug, daß ich gern es nachgesprochen hätte? —

„Hier liegen wir im Staube vor dir, Gott Zebaoth." So mußten wir im Kloster singen, und nachdem ichs jedesmal mitgesungen hatte, besann ich mich eines Tags, was es denn wohl heißen möge, es schwante mir, als ob dem Gott der Menschheit ein Götze gegenüberstehe, der Zebaoth heiße; denn Gott und Mensch konnte ich nicht trennen, und kann es

noch nicht, und Staub lecken vor dem Zebaoth, das heißt, mich eine innere Stimme bleiben lassen, wenn ich Frieden haben wolle mit dem rechten Gott, der in den mondverklärten Wolken abends sich ins Gespräch mit mir einließ über allerlei, und mir recht gab, wo aber witzige Menschen es besser wissen wollten. Und wie wunderliche Reden führte mit mir oft dies oder jenes auch in der Natur.

Was hab ich alles erfahren in jenen Kinderjahren; — Wurzeln und Kräuter, eine Blumendolde, aus der bei leisem Druck der Same aufsprang — die waren mir Unterpfand und Beteurung vom Gegenteil alles Aberglaubens, sie sagen mir immer dasselbe: Frei sein, und jeder Glaubensbefehl leugnet mir das, und endlich, da die Überschwemmung der ganzen Erdenkultur auf mich losgeschwemmt kommt, da strecke ich die Hand allem Unschuldigen entgegen, um es zu retten in meinen Busen. Und jeder Begriff des Großen, Kühnen, der Lüge zum Trotz Reinen, — das ist mir ein Lebendiges, das mich anwirbt mit schmeichelnder Verheißung. Und was war dagegen, was man mich lehrte? — ach so unfaßlich, daß man eine Maschine sein mußte, um es nachzusprechen.

Du hast mir oft gesagt, ich solle meine Erinnerungen aufschreiben aus der Klosterzeit, über die ich nun schon mehr als drei Jahre hinaus bin. Es ist alles noch lebendig in mir, ich kann aber nicht die Blütenäste vom Baum abbrechen, der ich selbst bin. Dies

Klosterleben hat Knospen in mir angesetzt, Ahnungen, die zur Wahrheit müssen reifen. Denn der Baum kann nicht selber sich berauben seiner Düfte, die noch verschlossen sind. — Denn alles ist mir ja nicht ein Gegenstand, ich bin es selber. Weil es aber heute in so nächtlicher Zeit ganz toll in mir hergeht, daß ich nicht schlafen kann vor dem Gaul, der Schimmel, der mir im Kopf herumtrabt, — so weckt er mir ja ganz leidige Erinnerungen, über die ich gleich damals als junges Kind schon den Bann ausgesprochen habe. Ach, ich bin doppelt froh des Lichtes, das ich in Dir sehe, denn alles, was ich Dir schreibe und sage, kommt mir vor, als gehe es von Dir aus, und ich bin so stolz in Dir, weil Du oft mich anredest, als ob es die Stimme der Weisheit sei, auf die ich lange gehorcht habe in die Ferne, und jetzt ist sie mir so nah in Dir, daß ich sie von mir selber nicht unterscheide. Aber ach! hege keine zu großen Erwartungen von mir, bedenk, daß ja Deine Liebe mir keinen Wert mehr läßt, ich hab ihn alle für sie hingegeben. Und heut schreib ich nun nichts mehr, aber morgen.

Nun ists Morgen, Clemente, aber welch ein Morgen? — Die Gachet hat sich ansagen lassen mit noch merkwürdigen Begleitern, ein Chemiker Buch, ein Gottesgelahrter Maijer, ein Pferdemaler Dalton. Dies Pferdegenie soll sehr interessant sein, der blinde Dux wird auch da sein. Ich freu mich schon auf alles, und mir klopft das Herz, aber ich werde mich

doch auch selbst fühlen gegenüber der Frau, die ein Pferd regiert wie ein Mann! — Denn kann ich nicht vielleicht auch etwas regieren, was dem Gaul gleich ist, oder mehr noch? —

Eben ruft die Großmama, wir sollen ihr Blumen holen im Garten und die Urnen frisch mit Sträußern versehen. Ich werde alle Blumenbeete rasieren, ich muß fort.

Clemente, sie ist dagewesen, wie ist doch alles durcheinander gegangen. — Nach dem ganzen Abenteuer haben die Franzosen im Garten einen fürchterlichen Äpfelkrieg geführt, ich kann Dirs heute nicht mehr schreiben, ich muß erst noch eine Nacht drauf schlafen. Aber morgen kommt sie wieder, sie hat mirs im Vorübergehen ins Ohr geflüstert, sie ist des Teufels, aber ich bin auch des Teufels, ich will keine Freundschaft mit ihr, ich bin zu jung. Wär ich schon so, wie es in mir werden will, dann ritt ich stehend auf zwei Gaulen und sprange dazu durch den Reif. Mit Kunststreichen und Übermut wollt ich ihren kühnen Ritt ausparieren.

Lieber Clemens, heut am Montag erzähl ich fort vom Samstag und Sonntag, diesmal gingen hexenmäßige, die Großmama in höchster Spannung haltende Dinge vor, eine galvanische Batterie! — Der kleine rotwangige Apotheker Buch trug Blumenkörbe und Urnen hinaus auf den Hausflur.

Mit Salzwasser in einer großen erdnen Schüssel wurde ein groß Geplätscher gemacht, runde Filz-

lappen und Taler und Kupferplatten aufeinandergelegt, viele Stimmen und Hände gingen durcheinander bei dem Aufbau der Säule. Der Herzog im Hintergrund hielt mich bei der Hand, ich mußte ihm erzählen, was vorgehe. Nachdem die Säule unter den Händen der Gelehrten mehr wie einmal umgestürzt war, baute die Vendéerin sie selbst auf, und sie blieb stehen; es wurden negative und positive Versuche gemacht, davon kann ich nichts sagen, als daß es nicht ganz so ausfiel wie man wollte. Die de Gachet verlangte feingesponnene Glasfäden, die Frau Wrede uns gegenüber hat eine Sultansfeder von gesponnen Glas, sie sagte mir, daß sie den Sultan dem Magnetiseur geschenkt habe, der ihn auch zu seinen Versuchen braucht, ich klingelte an seiner Haustür, wie ich den Schall der Glocke hörte, mußte ich mich fürchten, aber ich war schon im Haus der Treppe hinauf, und stand schon vor ihm und wußte nicht, wie ichs ihm sagen solle, er kam mir aber zuvor, wie ich von gesponnen Glas anfing, und gab mir den Sultan in die Hand, da sah er an meinem Finger den Ring aus dem ledernen Schuh, den Stein nach inwendig mit roter Seide umwickelt und mit Harz verklebt, ich schämte mich, ich wickelte den Faden los und reichte ihm den Ring, er besah ihn und sagte: Ein Talisman! — und steckt ihn mir wieder an den Finger. Das war alles, was er mit mir sprach, mit dem ich doch manches schon gesprochen hatte über die Gartenwand; ich nahm mir

auch vor, gleich den Abend noch auf die Gartenbank zu steigen und mit ihm zu sprechen, ich werde Dir gleich erzählen, wie das aber nicht gegangen ist. Erst wurden mit den Glasfäden Schmelzversuche gemacht, die nicht gelungen sind, drum sollte die Säule ein paar Tage unberührt stehen und sich verstärken, die Großmama war in großer Angst, es könne daran gestoßen werden, und ließ, nachdem die de Gachet fort war, niemand ins Zimmer, die französischen Herren hatten sich im Garten versammelt, es war schon dämmerig, ich kam dazu, sie sprangen wie toll herum, machten große Sätze über die Blumenbeete, rissen die Stäbe von den Pflanzen los und schlugen aufeinander, und rissen vom Spalier die gezählten noch unreifen Äpfel zum Bombardieren. — Ich war ja wie versteinert. Denk, sie hatten ihre Röcke ausgezogen und auf die Sträucher gehängt, die waren krumm gebogen von der Last, der ganze Garten war verwandelt, ich konnte keinen erwischen, so war er gleich hinter einem andern drein, und wollt ich den wieder um Gottes willen bitten, so hatte er eins, zwei, drei Äpfel abgerissen und setzte über die Rabatten hinaus, um einen zu treffen, sie waren wie toll gewordne Geister, sie flüsterten und kicherten und gaben keinen Laut von sich, in der Verzweiflung rief ich: Grand-Mama vient, da warfen sie ihre Munition auf gut Glück dem nächsten an den Kopf, und mit ihren Röcken wie der Wind zur Gartentür hinaus. Verwundert, daß diese alten Herren mit ihrem Podagra

und Asthma so ungeheure Bocksprünge machen konnten, nahm ich den Rechen und harkte die Wege, ich steckte die weggeworfnen Blumenstäbe wieder in die Sträucher, es war schon dunkel, da suchte ich noch die abgerissenen Äpfel zusammen und legte sie an die Erde, als wären sie von selbst abgefallen, vielleicht vom Wind. Im Hof des Magnetiseurs sah ich die Leute bei einem Packwagen beschäftigt, und denk Dir, er ist fort, heute morgen, noch ehe die Sonne aufging. Das ganze Haus öde! — es sieht so traurig aus, der Wind spielt mit den Dachluken. — Ich hab ihn also zum letztenmal gesehen, wie er mir die Glasfäden gab. — Wie leid tut mir das! —

Die de Gachet war auch noch am Sonntag nachmittag hier, kein Mensch hatte sie erwartet und ich auch nicht, obschon sie mir es zugeflüstert hatte, so war ich ein Weilchen allein mit ihr. Wie ängstlich war mir das! — Ach, Clemens, laß uns lieber allein alles vertrauen, alles miteinander erleben und nicht mit andern. Dieser große Planet, die Gachet, erschüttert mich zu sehr, wenn er mir so nah rückt. — Sie redete von den Himmelskörpern, ihrem subtilen Ausströmen und von wechselseitiger Anziehung der Planeten in ihre Kreise, und vom innerlichen Sinn im Ozean der Gefühle, und ich war ganz betäubt. Wie komme ich ihr vor, daß sie mir so was sagt! — Sie hielt mich fest in ihren Armen, ich hätte des Teufels werden mögen; ich schämte mich,

daß ich ihr zuhören mußte, gefangen in ihren Armen und nichts verstand; sie ließ mich los, wie die Großmama hereinkam; ich, wie ein entwischter Vogel, sprang in den Garten auf die Bank und sah recht sehnsüchtig in den verlassenen Garten vom Magnetiseur. Da war er aber doch nicht fort, er wandelte noch ganz allein und kam gleich an die Gartenwand; er sagte mir, seine Leute seien schon seit gestern fort, er reise in der Nacht ihnen nach. Ich habe ihm rechte Vorwürfe gemacht, daß er so fortgehe, ohne mir davon zu sagen, da fing er an zu lachen und sagte, ich hätte ihm ja Reisegeld geschickt, ich lachte auch, weil ich mich schämte zu weinen. Ach, dieser Mann war mein bester Freund. Er hat mir nie gute Lehren gegeben, aber er hat mich belehrt. Ach, Clemens, leb wohl, jetzt ists aus mit der Gachet, denn sie sagte der Großmama, daß sie an den Rhein wieder geht.

Bettine

An Clemens

Es ist aus mit den Blumen, die letzten Asternsträuße waren die, womit wir in voriger Woche die Blumenurnen schmückten, und die wegen der Batterie vor die Tür gesetzt wurden. Gestern haben wir den letzten Herbst gemacht, nur noch die Winterbirnen hängen, von denen meint die Großmama, wir wollten

sie hängen lassen, bis erst Reif kommt, der war heut nacht, und nun frag ich: Wollen wir heut die Birnen abmachen, es war heut nacht Reif. Großer Schrecken der Großmama, sie hatte so in den Tag hineingelebt und gemeint, es sei noch lang nicht Winter. Und wie sehen die Blumen aus? Wir müssen heute noch Kränze haben, es ist eine Hochzeit hier im Haus, um drei Uhr wird der Pfarrer hier sein und ein edles Paar zusammengeben.

Lieber Clemente, was doch alles hier im närrischen einsamen Haus passiert! Aber wir drei Geschwister ahneten gleich die Geschichte, ich sprang mit Flügeln die Treppe hinauf, wir kriegten uns alle drei um den Hals und tanzten eine Ronde, daß die Wände zitterten. Auf einmal erscheint die Tante im Negligé, halb frisiert, was das für ein unanständiger Spektakel sei? — Und was die Hofdame denken solle, die seit acht Tagen im Saal unter uns wohnt, daß wir so ihr auf dem Kopf herumtanzen. Und der Tanzmeister wartet schon eine Viertelstunde. Wir lernen nämlich schon seit vierzehn Tagen bei einem französischen Ballettmeister einen figurierten Tanz, an dem sollen wir forterexerzieren bis zum Neujahrstag, da sollen alle Nationen kommen, dem Fürst Ysenburg gratulieren, die Franzosen haben dazu Madrigale gemacht avec la pointe cachée, sagt Chateaubour, der Hauptdichter. Ich stelle eine Spanierin vor, blau und silbern, und ebenso mein Tänzer, der Prinz Neunzehner, der gar nicht vom

Platz zu bringen ist, allemal rechts umdreht, es sei links oder rechts; so hat der Tanzmeister deswegen die Figur umgeändert, damit er nun rechts auch auf den rechten Platz komme, und nun läuft er wieder allemal links, wir lachten so toll in der Probe, wir waren so ausgelassen, wir wußten, daß die Tante nicht kommen konnte, weil sie Toilette machte, wir sprangen auf Tisch und Stühle, Herr Valeri mit seiner Pochette in einer Staubwolke, die alte Cousine, die hereinkam mit einem Befehl der Großmutter, setzten wir auf ihren ledernen Sessel und trugen sie auf den Köpfen, sie schrie, die andern sangen, und Valeri spielte einen Marsch. — Die Großmama ließ uns in den Garten beordern. Alle Blumen vom Reif verdorben! — wir mußten uns an die Hambutten und die herbstlich rote Jungfrauenrebe halten, dazu Tannen und Efeu. Wir waren sehr lustig bei diesem Dekorationsfest, wir machtens wie die Braut und gaben den halb verblühten Astern mit farbigem Papier ein Ansehen. Diese Heirat ist ein Werk der Großmama; vor kurzer Zeit lernte diese Hofdame von Meiningen bei ihr den Herrn von Drais kennen, wie er grade vor unserm Hause eine Draisine probierte, eine Bank mit Rädern, die Herr von Drais, drauf sitzend, mit Händen und Füßen fortbewegt. Die Hofdame sah ihn dahergerollt kommen, hinter ihm drein alles, was Beine hatte. — Nachdem sie getraut waren, hielt die Großmama eine bewegliche Rede. Wir spielten

abends ein Sprichwort, worin die Draisine eine Hauptrolle hatte. — Heute werden nun die Birnen abgemacht. Da freu ich mich drauf. Das Hochzeitspaar ist nämlich gestern spät noch fortgereist und alles wieder im stillen Geleise. Morgen wird Kartoffelernte gehalten von einem kleinen Feld, worauf die Großmama Musterkartoffeln ziehen läßt, die ihr von allen Enden der Welt, ich glaub sogar von Amerika her, geschickt werden. Da müssen wir ein Register machen, wieviel jede Staude getragen hat, der Großmama ihre höchste Wonne, diese Register zu vergleichen. Nun weiß ich nichts mehr, als daß Du meinen letzten Brief nicht beantwortet hast. Buch sagte der Großmama, Du seist nicht in Marburg und würdest erst am 19. wieder da sein. Das ist mein Namenstag, der nie mit andern Blumen kann gefeiert werden als die im Eiskristall am Fenster anschießen. Heut ist der 4. Also 14 Tage soll ich nicht wissen, wo Du bist, da kann der Brief ein Weilchen frieren in Deinem unbewohnten Zimmer.

Bettine

Liebe Bettine

Deine Briefe erquicken meine Seele und nähren sie, der Winter ist hier so traurig, und Savigny tief in den Studien, überwintert die Saat seiner großen Zukunft unter einer Schneedecke von Verschlossenheit,

die mich verzweiflen macht. Was ich mir auch die liebende Mühe gebe ihm mitzuteilen, er ist stumm dazu, oft denk ich mit Behutsamkeit etwas aus ihm herauszulocken, allein die Erfahrung ist nun in sich vollendet, daß ich nie den geringsten Beweis von ihm erhalten werde, daß, was ich ihm sage, ihn interessiert. Oft in meiner kalten Stube (was mir nun auch noch den Winter unerträglich macht, daß der Ofen nicht heizt, sondern raucht) komme ich darüber in Schweiß, ins klare zu kommen über seine Klarheit, mit der bald die Toni, bald die Gundel oder Du mich plagen. Bin ich denn ganz auf den Kopf gefallen, daß mir diese gepriesne Klarheit und Ruhe den peinlichsten Eindruck macht? — Also quál Du mich nicht mit Deinen erhabenen Ansichten, da ich ihn in der Nähe habe, und er vielleicht besonders gut fernt.

Ich hab dem Buchhändler Guilhomman den Auftrag gegeben, Dir den Homer zu schicken. Hast Du ihn bekommen? Weiter sollst Du nächstens die Reise des jungen Anacharsis lesen und recht aufmerksam, das wird Dich unterrichten und ergötzen. Doch mußt Du Dir keinen Zwang bei solcher Lektüre antun, Du mußt sie würdigen, indem Du sie liebst. — Die ästhetischen Briefe von Schiller — hast Du sie gelesen? — so bedaure ich Dich für die Pein; sie sind für eine kindliche Seele etwas hölzern. Hiervon schweige gegen die Großmutter, sie tut Wunder der Güte in ihrer

Art — und Du sollst sie ehren. Schreibe, wenn es möglich ist, Deine Empfindungen während oder nach der Lektüre nieder und schicke mir so etwas, überhaupt sprich in Deinen Briefen oft mehr über den ganzen Kreis Deiner Empfindungen, wie sie nämlich in die Welt hinausstrahlen, als über ihre Konzentration.

Was Du tust, erhalte Deine Seele in reiner jugendlicher Liebe zum Großen und Schönen. Auch die Sinne wollen die Befriedigung in der Schönheit, sie suchen es in sich und in dem, was Einfluß auf sie übt. Du fühlst Dein Ohr beleidigt durch eine klanglose, rauhe Stimme, die keinen Geist widerhallt, so Dein Auge lenkt ab von dem, was seinem Schönheitsreiz widerspricht. Oder es forscht nach der tieferen Schönheit des Geistesadel und der Güte, wenn es mit häßlichen Zügen sich bekannt macht. So ist das unschuldige Auge der strengste, aber auch der edelste Richter, ja der König unter den Sinnen, denn es begnadigt den, der unverschuldet gegen die Schönheit sündigt, es erhebt und rächt ihn an den stumpfen Sinnen, die das Tiefe nicht von der Oberfläche unterscheiden. Seelenreinheit im Verkehr mit andern, ohne Vorbedacht, ohne Berechnung, die allein ist der helle Kristall, durch den das Leben in seiner Ursprünglichkeit begriffen wird, und die aus sich selbst die ewigen Motive immer wieder erzeugt, welche eine verwirrte Welt umwälzen und ihre primitive Kraft ihr wieder verleihen. Verstehst Du mich? —

Nur solchen Naturen schließen sich alle Lebenstiefen auf, nur sie werden gesund zwischen Lastern, ansteckenden Krankheiten der verwirrten Zeit hindurchgehen, nur sie werden Heilung ausströmen, nur sie werden taube Ohren hörend und blinde Augen sehend machen. Sei unbekümmert um die Zukunft, es gibt keine; wenn Du in jeder Minute rein und voll und ohne Langeweile lebst, so gibt es nur eine gegenwärtige Ewigkeit.

Es würde mich freuen, wenn Du wolltest Dich mit dem Englischen beschäftigen. Sprachen sind ein großer Gewinn, sie enthalten außer der Verschiedenheit des Ausdrucks auch noch ein melodisches Genie, und dies erzeugt wieder auch ein tanzendes Genie im Geist. Und willst Du hinter alle Geheimnisse des Geistes kommen, so nehme nur Rücksicht auf das Leben, was die Sinne führen, es spricht Dir Befähigung und Kraft und Neigung aus. In unserer äußern Welt konstruieren sie eine erhabne Geisteswelt, die reifen muß in ihr, und endlich sich selbständig zur Welt gebären muß. Das ist unsre Erlösung aus dem Irdischen ins Himmlische. — So wie der Tanz Dich lebendiger und rascher macht. — Als ob von frischem Frühlingswind angehaucht die Lebensglut aufflackert und spielend ihre Flamme hier- und dorthin wirft; so ists mit dem Geist. Sprachen lernen ist, mit dem Geist der aufregendsten Tanzmusik folgend, sich behagen in harmonischen Beugungen und zierlichen kecken labyrinthischen Tänzen, und dies elektrisiert

den Geist, wie die Tanzmusik Deine Sinne elektrisiert. In der Sprache aber vermählen sich die Sinne wirklich mit dem Geist, und aus dieser Verbindung erzeugt sich denn, was die Völker mit Erstaunen als ihr höchstes Kleinod lieben und erheben, und wodurch sie sich erhaben fühlen über andre Völker, was den Charakter ausspricht ihrer Nationalität, nämlich der Dichter. Drum, liebes Kind, ists nicht so gemeint, wie die andern es meinen, wenn sie Dich zum Fleiß anmahnen, — wenn ich Dich drum bitte; es ist wahrhaftig aus einem tieferen Grund; aus dem heiligen Grund der Vernunft. Diese Vernunft, die immer über uns schwebt, selten den Fuß auf die Erde setzt, nach der schaue ich beständig und flehe sie an, daß sie Deine Muse soll sein. Dir kömmt vielleicht das trocken vor. Ich hab schon oft Dich zürnen hören über Vernunft und vernünftig, Du hast dies Wort bei mir verklagt, daß es so wenig Klang als innerlichen Nachklang habe, und wenn ich Dir auch nachgebe, daß der Klang dieses Wortes nichts Anziehendes habe, was daher rühren mag, weil die Vernunftphilister es in falschem Gold nachmachen, so erinnere Dich nur, was Du mir noch vor einem halben Jahr geschrieben, die Pockengruben, die Lavater dem Mirabeau so bös auslegt, können Dich nicht hindern, in die Gruben seines Geistes und Herzens Dich einzubetten? — Nun so glaube mir, daß, wer im Begriff der Vernunft ein edles Lager findet, das

mit Rosen und Lorbeeren und auch mit Myrten Dir bestreut ist.

Das Mißverständnis der Welt ist der wahre Verleumder, sein Lügennetz verwickelt alle Hin- und Widerreden, alle sich aus gegenseitiger Opposition bildenden Meinungen, und wer sich oder seinen Grundsätzen unrecht getan fühlt, tut wieder dem unrecht, den er selbst durch Irritation so weit gebracht hat, daß ihm die Ahnung in der Seele gelöscht ist vom Großen und Schönen, und betäubt nicht mehr das Rechte erkennt. —

Aus Empörung gegen diese Mißverständnisse gegenseitiger Opposition ist die Revolution entsprungen, und aus Eigensucht derer, die für die höchste Liberalität zu streiten behaupten, wird sie mit ihren schrecklichen Nachwehen, eine schauerliche Ruine für die Nachwelt, dastehen. Aber gebessert kann nur das ganze Weltverhältnis werden durch die heilige Vernunft, laß sie Dein Mirabeau sein, wenn dieser Name Dir besser klingt. Widme ihm Deine Begeistrungen, da er Dir doch nur aus den Wolken herab predigen kann, so wird dies leicht mit der Vernunft übereinstimmen, die auch immer über allen Projekten der Menschheit schwebt.

Verzeih mir, wenn ich Dinge Dir mitzuteilen versuche, die viel reiner in Deiner Seele wohnen, die ich eigentlich in Dir selber wahrnehme, um sie Dir auszusprechen. Die Hoffnung auf eine köstliche Ernte macht mich so ungeduldig, ich sehe alles hervor-

sprießen und zur Blüte sich drängen in Dir, und kann es kaum erwarten, daß es der Wahrheit und Schönheit zugunsten reife.

Noch einmal führ ich Dich auf Deine Studien zurück. Ach, wenn Du erst den Shakespeare englisch lesen kannst, das ist ein halbes Leben wert. Auch zeichne fort, recht fleißig und mit der Begierde, es zum Selbsterfinden zu bringen. — Die Zeit, die Du nicht arbeitest, liebe Bettine, mußt Du ja doch verlieren. Keine Minute lohnt Dir in Deiner Umgebung. Ja, wohntest Du in der freien Natur und könntest in Feld und Tal und Wald und Berg herumlaufen, oder könntest Du mit Menschen sein wie mit Sternen, die ihren Einfluß auf große Charaktere ausübten und sie zu erhabnen Handlungen reizten. Aber leider haben die Sterne ihren Einfluß verloren, ich würde Dir dann nicht sagen, arbeite, denn dann würde die Ursprünglichkeit aller höheren Anlagen in Dir, wie das Wort im Geist Fleisch geworden ist. Aber so kann es nicht sein noch werden, weil der Genius nicht mehr als erste Kraft in uns wirkt und wir uns an die Spekulation verkaufen. Du mußt daher in Deinem Innern Dir einen Schatz sammeln, worin Du Deiner Welt reines Sonnengold einschmelzest, auf daß die lebendige Sonne in Dir selber aufgehe.

Ich wollte, mir wäre so in meiner Jugend geworden! — Doch keine Klagen! — Nein, so ist mirs nicht geworden! — Gott hat mich vieles nur im Bedürfnis

kennen gelehrt, damit ich es von Dir fordern könne; und gern vertrauend, daß Du mir sicher folgst und unbefangen traueſt, will ich Dir folgende Zeilen aus einem größeren Gedicht nicht vorenthalten, die ich in einer Stunde geschrieben habe, wo ich recht fest an Dich glaubte und das Leben um Deinetwillen liebte.

Kehret, Gedanken, doch heimwärts, eilet, den Tempel zu ordnen,
Schafft mir im Herzen Gebet, eh es in Sehnsucht mir bricht,
Drei sind ihrer, der Teuern, die weit in der Fremde mir weilen;
Zwei dem Tode geweiht, grüße noch einmal mein Blick,
Daß ich friedlich entsage, dem, was die Fremde begehrt.
Dann umfasse mich Leben, — denn eine noch weilet, — ich fühle,
Daß sie das Einzige ist: Leben und Liebe und Zukunft. —
Wie mirs im Herzen, — das hat ihr der Gott in den Busen geschrieben,
Wie in der Seele es mir, schrieb ihr der Gott in das Aug. —
Schweigend spricht sie das Wort, was meine Lippe nicht redet;
Flieh ich, so ist sie die Flucht; ruh ich, so ruht sie in mir.
Suchst Du sie? — dort in den Schatten des Waldes, wo sich das Dunkel
Tiefer Begeisterung löst, stiller der Himmel sich senkt,
Wo an der liebenden Brust, dem Gestade des brausenden Lebens,
Des unendlichen Meeres Woge melodisch sich bricht.
Dort weilt sie, dichtet fromm, was ihr Geister sie lehret,
Begierig Geheimes zu fassen,
Und euch, ihr Götter in mir, schuf nur des Kindes Gebet.

Trösterin! — Freundliche! — Dein Seherauge entsiegelt dem Tode,
Der Dich als Leben umgibt, selbst den geschlossenen Blick. —
Alles Bettine! dem liebend Dein schaffender Geist sich genährt,
Was Deine segnende Hand, was Dein Gedanke berührt,
Blühet schöner ein Freiheit verklärendes Leben.
Bilde in mir Deine Welt, Du, die den Zweifel nicht kennt,
Die aus dem Busen mir zog den vergifteten Pfeil.
Alles, was der Genius zu bilden mich drängt,
Bilde ich Schwacher es nicht, weilt schon gestaltet in Dir.
Schützend will ich Dir folgen, Du Leben, das, wo ich zage, mich schützt;
Das, wo ich welke, erblüht, gern mir die Jugend ersetzt.
Verwechselt im Herzen, schreitest Du kühn auf tobender Woge,
Die aufbraust in mir, und sänftigst sie, daß sie heller, melodischer klingt.
In Dir weile ich flammend, Du gibst die lindernden Öle,
Und so sühnt sich in Dir, opfernd den Göttern, der Sturm.

Ach, liebes Kind, wie einzig möcht ich Deine Begriffe und Ahnungen so stark machen, daß sie wirklich endlich zum Kern würden, zum reinen Gesetz, an dem alle Verkehrtheit zu scheitern komme. Ach lerne, arbeite, Dich zu bereichern, was es auch sei, nichts ist unbedeutend, alles nährt und weckt und erleuchtet. Aus allem kannst Du weben und flechten einen schattigen Hut, wo die Sonne im Zenit steht, eine Freiheitsmütze, die Deine höheren Anlagen schützt. Ach, die Welt ist groß. Es gibt mildere Sonnenhimmel! — Spanien, wo die Orangen Dir in den Schoß rollen, ich muß Dich hinführen, wo die ganze

Natur Dir bestätigt, was Du ahnest, was Du suchst und glaubst, drum lasse Deinen Geist kühn jede Stufe erklimmen, fürchte nicht, daß er ermüde, nein, er kann durch sich selbst nur erstarken, wer von den Banden der Sklaverei sich will befreien, der muß den Geist im Innern befreien. Verberge, was ich Dir hier sage. Es gibt Gedanken, die dem Gott im Menschen allein geweiht sind, und der Geist wird nicht Schöpfer werden, der nicht diese als Geheimnis bewahren kann. Der Geist ist Zauberer, dies ist die Schöpfung, die in sich selbst geheim und heilig ist, eine ewige Tiefe der Freude und des unergründlichen Glückes, fern und unantastbar für die lärmende, vernichtende Oberfläche des Lebens.

Wieder ein Posttag und nichts von Dir! — Wie ist das? — Hindert man Dich? — Der Buchhändler schreibt mir, er habe Dir den Homer geschickt, hast Du ihn? — Schreibe und liebe Deinen Clemens.

Ach, manchmal möcht ich verzweifeln, manchmal ist mirs, als müsse dennoch alles im Rauch aufgehen, was mir so gut und schön in Dir deucht, als könnest Du nicht zu Dir selber kommen, um was hab ich Dich alles gebeten? — Du hast mir versprochen, was mich so glücklich machen könnte. Versprochen hast Du's, aber wirst Du's auch halten, wo eine lederne Zeit sich Deiner anmaßet? — Du könntest — und doch kannst Du nicht. — Warum nicht? — Frag Dich das! —

Warum haſt Du nicht von Deinen Kinderjahren die Erinnerungen aufgeſchrieben? Du hatteſt mirs verſprochen, Du hatteſt mirs gelobt. Werd ich nicht auf Dich zählen dürfen?

Clemens

An Clemens

Clemente, Du warſt bei der de Gachet und nicht zu Hauſe im Stübchen, und jetzt klagſt Du über Deine Einſamkeit, wo Du kaum den Fuß auf die Schwelle geſetzt haſt. Und fragſt ängſtlich, warum ich nicht ſchreibe. Ei, weil Du nicht da warſt. Weil bis zum 19. November keiner wußte, wo Du geweſen biſt. Du ſchreibſt mir endlich den ſchönen langen Brief, den ich nun ſchon acht Tage mit mir herumtrage, jetzt wirſt Du denken, warum ich immer noch nicht antworte! was da dran ſchuld ſein mag? — Gar nichts iſt ſchuld, als daß Dein Brief mich ganz betäubt hat, und ich hab ihn ſehr vielmal geleſen und kann ihn nicht behalten, der Inhalt iſt mir immer noch fremd. Ja, Du warſt bei der de Gachet, dort haſt Du an der galvaniſchen Batterie Dich elektriſch geladen, und nun fährſt Du mit feurigen Zungen auf mich los. Soll ich denn wirklich ſchreiben heute? — oder ſoll ich wieder den Poſttag verſäumen? Denk es liegt meinem Geiſt, dem Du die Schöpfung einer neuen Welt zumuteſt, wie Blei in den Gliedern.

Ich möcht lieber nicht schöpfen. Die ästhetischen Briefe von Schiller? — Freilich hab ich die nicht gelesen, denn ich kann nicht auf Komma und Punkt Achtung geben. Der Großmama hab ich wohl draus vorgelesen, aber in Gedanken war ich wo anders, aber wo, weiß ich nicht; aber von der Lektüre hab ich nicht profitiert, denn ich weiß nichts davon. Ist es Krankheit, daß ich so zerstreut bin? Es ist wohl Schwäche in dem geistreichen Kopf, lieber Clemens, dem Du so hohe Würden und Kräfte zuschreibst in Deinem Gedicht. Du schreibst aber von mir nicht, nein, gewiß nicht, ich bin kein solcher Einsamkeitskobold, kein solch Wolkengespenst, noch Schattenriß der Erhabenheiten.

Jetzt wirst Du böse, ich merks. — Macht es Dich böse, Clemens, daß ich so Dir antworte auf Deinen treusten ernstesten Willen für mich? Von Spanien! — Ach, erst hat mir die de Gachet davon gesprochen, wie wir allein waren an jenem Sonntag, da hab ich ihr recht glücklich widersprochen, worüber sie sehr erstaunt war; und hab gesagt, was denken Sie, daß ich hier sollte den Garten verlassen, der mir so lieb ist, und mein Bruder Franz, der mich so lieb hat, wenn ich so weit von dem fort wollte, und mein anderer Bruder Dominicus, der mir Schmetterlinge bringt, wenn sie bald aus der Puppe sich losmachen, die fliegen dann zu Dutzenden im Garten herum auf den Blumen, und mein Bruder George, der vornehmste aller Menschen, und mein Bruder Christian,

der eine mathematische Korrespondenz mit mir führt, und mein Bruder Anton, der ist ein Phantast, mit dem dichte ich Fabeln, und mein Bruder Peter liegt in der Familiengruft in der Karmeliterkirche bei Vater und Mutter, und noch drei Schwestern, die gewohnt sind, daß ich sie grüße, wenn ich in Frankfurt durch die Mainzergasse gehe, wo die Karmeliterkirche steht. — Sie war verwundert über dies große Register unzerreißbarer Vaterlandsbande, sie sprach von einem großen Weltteil, von Oliven- und Orangenwäldern, von blauen Fernen, von heißem Mittag und kühlen Abendlüften, und daß Du mitgehen werdest, und dann könne ich ja immer mit Dir sein, und es seien so interessante Menschen dort, viel edler von Geist und Gestalt wie hierzulande. Ich sagte: Ich will aber nicht immer mit dem Clemens sein, sonst könnten wir einander lästig werden, und mir ist das Liebste beim Willkommen, ihm an den Hals springen und beim Abschied ihn vors Tor begleiten. Vous êtes un enfant, hat sie gesagt, sentez donc combien en voyageant votre âme et votre fantaisie se developeront et puis vous séréz avec moi, je vous aimerais, et vous comprendrèz, la vie le monde la nature tout autrement. Glaubst Du, das habe mir keinen Eindruck gemacht? — gewiß hat es mich Überwindung gekostet. Ich sah ihr unter die Augen, plötzlich kam sie mir vor wie ein Seeräuber, oder sonst eine edle Spitzbubengattung; sie glaubte schon, sie habe mich gefangen, da kam

die Großmama, ich riß mich los, — und jetzt verfolgt michs, daß sie vielleicht nicht eine Frau, sondern ein Kriegsheld sein könnte, sie sieht so edel aus zu Pferd, so frei, sie bekümmert sich gar um nichts, sie läßt den Gaul dahinsausen, nur der Reitknecht war diesmal mit, das Pferd bäumte, als sie aufstieg, sein Übermut wiegte sie in den Lüften, und fort! — Ich sah ihr durch die alte, kalte Domstraße nach. — Und also ich bleib hier, und sie reitet nach Spanien, am rauschenden Strom hin, zwischen Felsen durch, der Schweiß rinnt ihr vom Gesicht. Was schadets? — Immer hoch, immer frei! immer stolz; und ich hier in der Mansarde zähle die Dachziegel da drüben und betrachte dem Sperling sein Nest unterm Dach, die dort sieht die Adler über sich wegschweben, und kämpft mit dem Lämmergeier, der die einsame Herde beraubt, und ich laufe mit der Gießkanne und begieße die Bohnen.

Ach, was kann ich Großes tun? Auf die Pappel klettern beim Gewitter, daß es auf mich losdonnert und blitzt? — oder im Winter auf den Schneeflächen mich tummeln; dem Treibeis nachhelfen im Main? —

Clemente, schreib mir solche Briefe nicht, von unmöglichen Anlagen in meinem Geist. Ich mein dann, ob ein Kobold Dich neckt, der Dir das alles weismacht. — O schreib keine Gedichte, worin Du meinen Namen nennst, es ist, als ob Du in die einsame Wüste hineinrufst, ich lausche selber, ob

aus der Tiefe meiner Sinne Dir etwas antworte. — Nein, — die Sinne werden müde davon, Du rufst sie an zum Arbeiten, das wollen sie nicht; sie sind eigensinnig. Du willst meine Trägheit überwinden, mich aufreizen, und vor ungeduldigem Eifer spring ich von einem Buch zum andern. Ich will nicht mit den Katzen spielen, nein, heute nicht, ich will gewiß schreiben — lernen, — nein, es will nicht in mir, es lacht mich inwendig aus und sagt, du lernst ja doch nichts. Ach, wenn Du wüßtest, wie ich mich oft bezwingen möchte, Du würdest sehen, es ist nicht Mangel an Treue. — Ich kann mich keiner Beschäftigung hingeben. Inwendig ruft es: dorthin, und dort rufts wieder hierher, und hier lockts, da flüsterts, und hinter mir und vor mir und in den Lüften gehen Stimmen durcheinander, die mich reizen.

Heut hab ich mir vorgenommen, meine Lebensgeschichte zu schreiben. Gleich hier auf dem Blatt will ich anfangen.

Es war einmal ein Kind, das hatte viele Geschwister. — Eine Lulu und eine Meline, die waren jünger, die andern waren alle viel älter. Das Kind hat alle Geschwister zusammengezählt, da warens dreizehn, und der Peter vierzehn und die Therese und die Marie funfzehn, sechzehn, und dann noch mehr, die hat es aber nicht gekannt, denn sie waren schon tot; es waren gewiß zwanzig Geschwister, vielleicht waren es gar noch mehr.

Der Bruder Peter ist gestorben, wie das Kind drei Jahre alt war, von dem weiß es aber noch sehr viel. Er hatte schwarze Augen, die ein blendend Feuer von sich strahlten, in die hat das Kind oft sich ganz verloren vor tiefem Hineinschauen.

Der Bruder Peter trug das Kind oft auf einen kleinen Turm auf dem Haus, da fütterte der Peter allerlei Gefieder, Tauben und eine Glucke mit jungen Hühnern, da saß das Kind mit ihm, da dichtete er ihm Märchen vor. Das waren Stunden, die glitzerten wunderschön aus der frühsten Kindheit herüber. Was fing denn der Peter noch für närrische Dinge mit dem Kind an? — Er war mißwachsen und daher sehr klein, er nahm es am Weihnachtstag mit in die Kirche, das sollte keiner sehen, er nahm einen großen Bärenmuff und hielt ihn vor sich und das Kind, daß man nicht Kopf, nicht Hand sah, nur die vier Beine trappelten immer vorwärts, die Leute wunderten sich über das kuriose Rauchwerk, das allein über die Straße lief.

Einmal hatte der liebe Bruder heimlich im Garten etwas gebaut, dann führt er das Kind hinein. Da ist ein kleiner Hügel aufgeworfen, da hebt er einen Stein auf, da springt auf einmal ein Wasserstrahl empor, ein kleines Weilchen, dann hörts wieder auf. Das hast du alles deinem Schwesterchen zu Gefallen getan, o Bruder Peter! Es liebte dich aber auch sehr. Morgens, wenn es aufwachte,

ſtandeſt du vor ſeinem Bettchen, und es lachte mit dir, noch ehe es die Augen öffnete. Es lernte an deiner Hand die Stiegen erklettern, immer führte es ſich an dir. — Da wars einmal ſchon ſpät, eben wollte die Sonne untergehen, er ſtand an der Wendeltreppe mit dem Kind; die letzten Sonnenſtrahlen leuchteten ihm ins Geſicht, er ward ſo totenblaß, das Kind klammerte ſich feſt ihm an, laß los, ſagte er kaum hörbar und fiel die Treppe hinunter, das Kind hatte aber ſein Kleid feſtgehalten und war mit heruntergefallen. Da trug man den Peter ins Bett, das Kind ſah den liebenden Bruder nicht wieder. Auf ſeine Fragen war die Antwort, der Peter ſei begraben; es verſtand nicht, was das ſei. Noch manchmal ſehnte es ſich nach dem Bruder, und noch manchmal in einem Eckchen ſaß, des Abends, wo das Licht nicht bis hinleuchtete, da ſah es in der Dämmerung ſeine dunkeln Augen es anleuchten, oder war das Einbildung? —

Der Vater hatte das Kind ſehr lieb, vielleicht lieber als die andern Geſchwiſter, ſeinem Schmeicheln konnte er nicht widerſtehen. Wollte die Mutter etwas vom Vater verlangen, da ſchickte ſie das Kind, und es ſolle bitten, daß der Vater Ja ſage, dann hat er nie es abgeſchlagen. Nachmittags, wenn der Vater ſchlief, wo keiner Lärm wagte oder Störung zu machen, das Kind aber lief ins Zimmer, warf ſich auf den ſchlummernden Vater und wälzte ſich übermütig hin und her, wickelte ſich zu ihm in

den weiten Schlafrock und schlief ermüdet auf seiner Brust ein. Er lehnte es sanft beiseite und überließ ihm den Platz; er ward nicht müde der Geduld. Viel Lieblichkeiten erwies er ihm, beim Spazierenfahren ließ er halten auf der Blumenwiese, bis der Strauß groß genug war, das Kind wollte gern alle Blumen brechen, das nahm kein Ende, die Nacht brach ein, und den Strauß, viel zu groß für seine Händchen, bewahrte ihm der Vater.

Was ging denn noch Schönes vor und webte allerlei Lustiges ihm in den Lebensteppich. Das belebte Leben auf der Straße! Gegenüber im Haus die offene Halle, in der vom Mai bis in den Herbst die Nachbarn kampierten, den ganzen Tag, da spielten die Kinder mit dem Mops, und der Papagei auf der Stange plauderte Spitzbub, das wollten wir gern den ganzen Tag hören. Wie glücklich war das Kind mit dem Schlüsselblumenstrauß, den die Milchfrau mitbrachte morgens früh. Ach das Land! — Die Wege hinaus ins Freie! — Die Kinder schiebelten sich lustig den Wall hinunter ins tiefe Gras. Und das Klapperfeld, wo das Gespenst rumorte im bösen Haus, und der Herr Bürgermeister hatte Wache hinpostiert, zehn Mann von innen, und von außen auch zehn an die Türe gelehnt, hat das Gespenst in der Nacht umgeworfen, in der Nacht mit dem Glockenschlag zwölf. Der Doktor Faust habe da gewohnt, ganz im Verborgnen,

und sei erst jetzt gestorben, seitdem rumort es. Da erzählten sich die Leute abends spät noch Wunder vom Doktor Faust, wie er die Bäume konnte blühen machen, mitten im Winter, und so schnell, daß man zusehen konnte, wie die Blüte herauskam. Das Kind schlief nicht, es erlauschte alles in seinem Bettchen und freute sich der Unmöglichkeiten.

Einmal starb eine vornehme fremde Frau, die in der Stadt krank gelegen hatte, an unheilbarem Übel. Sie hatte das Kind oft kommen lassen an ihr Bett und ihm viele Spielsachen gegeben. Ein langgedehnter Grabgesang hallte durch die Straßen, schwarze Männer trugen den Sarg. Da wird die vornehme Frau begraben, hieß es, und man erzählte viel von ihrem schmerzlichen Tod! — Was ist das, Tod? Begraben! Nicht mehr da! — Das Kind kanns nicht begreifen, daß man nicht mehr da sein könne. Und heute noch kann es nicht glauben ans Nichtmehrsein. — Nein! Nur wie der Schmetterling aus seinem Sarg hervorbricht ins Blumenelement, und nicht sich besinnt, nur taumelt lichttrunken, nur freudig schwärmt, so lösen die Kranken, die Müden sich ab vom Leib, so steigen sie auf ins reinere Freiheitsleben, das ist alles, was den Sinnen nicht sichtbar war. Wie die Raupe sich veredelnd umwandelt, so kanns der Mensch auch. — Hätte es doch wieder vergessen können, was das heißt, von der Erde scheiden! — Der nächste Frühling, vom Tod an der Hand geführt, kommt und geleitet

ihm die schönste Mutter ins Grab. Da ist Zerstörung im Haus, die Freunde! — Und viele dankbare Tränen fließen. Der Vater kanns nicht ertragen, wohin er sich wendet, muß er die Hände ringen, alles scheuet seinen Schmerz. — Die Geschwister fliehen vor ihm, wo er eintritt, das Kind bleibt, es hält ihn bei der Hand fest, und er läßt sich von ihm führen. Im dunklen Zimmer, von den Straßenlaternen ein wenig erhellt, wo er laut jammert vor dem Bilde der Mutter, da hängt es sich an seinen Hals und hält ihm die Hände vor den Mund, er soll nicht so laut, so jammervoll klagen! — Gesegnetes Haupt, das an seiner seufzenden Brust lag, und von seinen Tränen überströmt ihm Linderung gab. — Werde doch auch so gut wie Deine Mutter, sagte in gebrochenem Deutsch der italienische Vater. —

Ach, lieber Clemens, heute kann ich nicht mehr von der Kindheitsgeschichte schreiben. Und es ist ja auch gar nichts, was ich da aufgeschrieben hab, und doch bin ich erschüttert und muß um die Toten weinen. Mein Licht geht gleich aus, es ist so kalt im Zimmer, jetzt spür ich erst, daß ich mit bloßen Füßen die ganze Zeit am Schreibtisch sitze. Wenn ich wieder schreibe, will ich fortfahren, vom Kloster zu erzählen, wo wir bald nach dem Tod der Mutter hingebracht wurden. Adieu, Clemens, wenn wir nach Frankfurt kommen, gehe ich gleich in die Karmeliterkirche und sehe, wie es da ist, ich hab

Eltern und Geschwister so lange nicht besucht, wenn sie's fühlten, wenn sie sich wunderten, daß ihr Kind sie versäumt.

Deine Bettine

Liebe Bettine

Ich habe Deinen Brief mit vieler Rührung gelesen, sei versichert, daß ich bald umständlich schreibe, heute ist keine Zeit, ich füge Dir einen Brief bei, den ich von Franz erhielt. Glaube, daß ich mich in gewisser Hinsicht unendlich über seine Treue gefreut habe. Was er von Dir schreibt, ist ganz meine Meinung, nur daß alles, was wir beide allein unter uns und voneinander wissen, dadurch so überwiegend bleibe, als es wahr ist. Was Franz schreibt, ist so ehrlich gemeint und so wahr, als Du wohl weißt, daß es sich von selbst versteht, den Brief erhältst Du als Beweis meines unbegrenzten Zutrauens, und daß ich Dir nichts verhehle, die hintere Seite des Briefs schneide ab für die Meline nebst den Abbildungen der Zirkassierinnen aus Oberhessen. —
Was Franz von unbekannten Ländern schreibt, heißt nichts, als daß er selbst keine Lust zu reisen hat, fühlte er sich in Dich hinein, seine Güte und Liebe, die immer nur für andre sorgt, würde gewiß sich selber Aufopferungen zumuten, um Dich zu befriedigen, und fühl ich Dich recht heraus, so glühst Du eigent-

lich vor Sehnsucht, mit der de Gachet in das fremde Land zu ziehen, und das verdient dies göttliche Weib. — Ja, ich war bei ihr, wenig Tage war ich mit ihr zusammen bei meinem Freund Ritter, der doch gar zu gut ist, mir himmlische Briefe schreibt über Dich, die er liebt durch mich. Ich kann Dir nicht aussprechen, wie notwendig mir es ist, manchmal über Dich zu sprechen, ich tu es aber mit solchen Menschen nur, die viel größer sind und besser als ich. Und Ritter, der liebenswürdigste, der wie Moses mit seinem Stab an den harten Fels der Wissenschaft schlägt, aus dem die reine, kristallhelle Quelle der Weisheit hervorsprudelt, und wer es wagt, seinen Becher dran zu füllen, der wird von der Größe dieses unsterblichen Menschen durchdrungen. Mit Schlegel war ich auch, aber mit ihm hab ich nie von Dir gesprochen; er ist groß und sehr bedeutend in der Literatur, und Du mußt ihn auch einmal sehen, aber ihm kann man nicht sagen, was das Innere beschäftigt, mit ihm kann man nur Witz und Übermut treiben, und doch kommt man dabei meist zu kurz, weil er Scharfsinn der Kritik und Satire nie versteht, sobald es auf ihn geht. —
Ach, was brauchst Du zu lernen, wenn Du so lieb bist beim Nichtlernen. Mag es gehen wie es will, das Beßre und Höhere wird doch Dich all durchströmen und wird sich läutern in Deinem unberührten Wahrheitssinn. So bin ich auch unendlich erquickt von der Beschreibung Deiner Kinderjahre, liebes

Kind, wollt ich auch Dir beteuern, sie seien unendlich schön, und der tiefste Dichtersinn blicke da heraus, Du würdest es nicht glauben. Du glaubst in solchen Dingen mir nie. Aber wenn Du nur Dir die einzige Frage tun wolltest, warum Du grade so schreibst, und nicht mit andern Wendungen und Reflexionen; so wirst Du Dir antworten müssen, daß es so in Deiner Seele geschrieben steht, und weil Du dem nicht untreu sein magst, nicht ihm untreu sein kannst, so sprichst und denkst Du so wie Du denkst. — Also leugnest Du schon nicht, daß Dein Denken und Sprechen der reinste Abdruck Deiner Seele ist, wenn aber ein Maler ein Bild machte, in dem er den reinsten Abdruck der Natur wiedergäbe, würde das nicht ein unvergleichliches Bild sein? — Eine Mutter, verloren im Anschauen des Kindes, und die von allem, was sonst noch um sie her vorgeht, nichts weiß, würde das nicht ein ewiges Bild sein? — Ein Mädchen, wie Du so alt, in der Dämmerung sitzend unter einem Blütenbaum, und ein Knabe wie ich, so wie wir beide beieinander saßen am Weg, das grüne Feld hinter uns und der ferne Fluß, und die Schafherde, die an uns vorüberzog, die eine Staubwolke machte, was die Abendröte ein wenig verdeckte, weißt Du's noch? Du sagtest, es sei malerisch, warum denn aber? — es waren ja doch nur lauter einfache Gegenstände, keiner würde darauf gemerkt haben, der vorüberging, noch weniger würden Leute expreß hingegangen sein, um sich dran zu erbauen;

aber doch ist viel Lärm um nichts in der Welt, aber deswegen wird dies Nichts doch nicht etwas. Deine Erzählung aber ist etwas und doch nicht mehr als jene Abendszene, die Du malerisch fandst. Drum schreibe ruhig fort und mit Pietät, das heißt, verwirf nicht, was Du schreibst, beglücke mich damit. Wenn es das ewige Leben und Weben der Natur ist, so einfache Szenen zu bilden, so wolle es nicht besser machen können. Die Natur ist die größere, die edlere Bildnerin, und weil Du ihr nachgesprochen hast, so hat Deine Erzählung Stil, sie deckt nämlich den Ausdruck des Begriffs und der Empfindung vollkommen. Leb wohl und schreib weiter, ich warte mit Sehnsucht darauf. —

Dein Clemens

An Clemens

Lieber Clemens! Am Neujahrstag haben wir unser Ballett aufgeführt, es ist holter die polter durcheinander gangen, es ist alles verkehrt gangen. Mein Neunzehner war ein Ritter, dem nichts haften wollte, wir mußten mehrere Proben halten im Kostüme, bald fiel ihm der Panzer, bald die Schienen ab; und endlich am Tag der Aufführung war eine große Not, alles rennte durcheinander, einer rief nach Schminke, der andre nach Strumpfbändern, der dritte hatte den Zwickelbart verloren, wir

Mädchen zogen uns aus dem Gedräng zurück auf die Tische und Kanapees — und da warteten wir ruhig, bis die Flut sich gelegt hatte und die Ebbe eintrat, wo wir alle, an Blumengirlanden geschnürt, von unserm Ballettmeister hinübergeleitet wurden, dem der Schweiß von der Stirne rann, bis er uns in Ordnung hatte. Der Vorhang wurde hinweggezogen, und wir tanzten vor alten Hofmasken und Perücken einen trefflichen mimischen Tanz, der allerlei bedeuten sollte, es ging passabel, bis wo wir einen Ringeltanz um das Ysenburgische Wappen tanzten, an das wir unsre Kränze aufhängen sollten; mein Neunzehner fiel und riß mit seinem Kranz das Wappen herunter, das fiel auf ihn, und alle Kränze flogen im Saal herum. Ich richtete geschwind das Wappen wieder auf, damit es nicht sollte für ein bös Omen ausgelegt werden. Dann tanzten wir nach den Kränzen, als hätt es nur so sein müssen, und teilten diese den Herrschaften aus; dies Impromptu ging besser als das Eingeübte. Die Damen traten vor den Spiegel und probierten sie auf, und mancher stand der Kranz recht schön. — Unterdessen verwandelten wir uns in Bauern, das ging auch sehr geschwind, wir Mädchen schürzten die Röcke hoch, zogen die Hemdärmel hervor und einen Brustlatz vor, ebenso schnell hatten die Ritter sich verwandelt, die als Bauern schon im Pappendeckel-Panzer staken. Blumen, Bänder, Früchte, Obst in Körbchen standen schon bereit. Ehe man drei zählen

konnte, waren wir in Ordnung aufmarschiert, ein Erntezug, worauf die Musikanten und Fahnen der Landleute, alles mit Silber- und Goldpapier dekoriert, ein junger Mensch, Bükes, führte die Dorfmusikanten, er spielte auf dem Haberrohr, er hatte schon so viel Witze gemacht, er schnitt so närrische Gesichter, daß ich kaum konnte meine Verse deklamieren, da stolperte der Neunzehner hinter mir, und läßt seinen Korb mit Äpfeln über mich hinausrollen, es erschallte ein groß Lachen, kein Mensch denkt mehr an die Verse von Chateaubour. Der Dichter, der sich so viel Hoffnung gemacht hatte, quel effét que cela fera. — Die schönen zirkelrunden Borsdorfer waren bestimmt gewesen, in einem Akt in unserm Bauerntanz, nach der Rede, in der ich unterbrochen ward, zu figurieren. Wir sollten im Tanz einander gegenüber zu stehen kommen und nach der Musik mit diesen Äpfeln ein Ballspiel aufführen. Und dies hatten wir nun wochenlang eingeübt, so sicher wie die besten Bombardiere. — Sollte nun dies beste Kunststück durchfallen? — Wir rafften schnell die Äpfel auf und stellten uns in Ordnung auf. Die Rohrpfeife wollte nun die Zwischenmusik überspringen und die Musik zum Ballspiel einleiten, oder aufpfeifen. Aber die Geigen verstanden das nicht und kamen ihm nicht nach, sie blieben auf dem alten Satz; es gab ein Charivari. Die jungen prinzlichen und gräflichen Herrschaften, die dies Spiel nicht zum Ballett gehörig glaubten,

hatten sich dreingemischt und warfen mit Äpfeln um sich her, mancher mag da getroffen worden sein, der nicht gemeint war. Doch es fing an menschlich zu werden unter ihnen, sie probierten ihre Kränze auf, wie sie nach ihrer Meinung ihnen recht gut standen, so ging man bekränzt herum, und als ob dadurch die Klausur der Etikette aufgehoben sei, lief alles untereinander, stieß sich mit den Ellnbogen und stolperte ohne weitere Entschuldigungen. Bükes mit seiner Pansflöte führte einen Satyrtanz auf aus eignem Ingenium und spielte selbst dazu auf, er endigte dies Impromptu mit einer Ode von Ovid, die er langsam und deutlich mit allen möglichen Modulationen, bald mit Donnerstimme, bald mit sanftem Flüstern deklamierte, und dazwischen mit der Pansflöte Intermezzos spielte. — Er wurde bewundert. Mehrere, die sich als Lateiner wollten zeigen, gaben ihm das beste Lob, was er mit großem Pläsier anhörte, weil er allerlei lateinisches sinnloses Zeug zusammengewürfelt hatte, was ganz ohne allen Zusammenhang war gewesen.

Gestern, lieber Clemens, hab ich bis hierher geschrieben, vielleicht langweilt Dichs, es ist aber gleich aus, die bekränzten Herrschaften setzten sich zur Tafel, sogar die alte Prinzeß Rothenburg hatte einen Kranz von Wacholder mit Perlen durchflochten auf ihre altmodische Blondencoiffure gesetzt, die dadurch sehr verschönert ward. Tannen, Myrte, Orangen, Oleander und Lorbeer kränzte manchen alten Kopf,

deſſen große Hakennaſe unter dem Kranzſchatten ſich ſehr vorteilhaft ausnahm. Die Muſik dauerte während dem Eſſen fort, das Ballett aufführende Perſonal tanzte dazu auf eigne Fauſt allerlei groteske Sprünge. Alle Augenblicke wurde Tuſch geblaſen, wozu wir im Hintergrund das Vivat verſtärkten. Um Mitternacht war gegenſeitiges Umarmen, dazu tanzten wir die Ronde, alle an einem blauſeidenen Band uns haltend, auf dem Verſe gedruckt waren auf alle hohe Perſonen. Im Tanz machten wir Halt und ſchürzten das Band mit dem Vers über den, an den es gerichtet war, ſo bekam jeder ſeinen Vers zu leſen. Nun kam eine große Paſtete, der Deckel wurde abgehoben, da ſprang ein kleines Hündchen heraus, aber ganz klein, der Herzog hatte es, ich weiß nicht woher, aus dem ſüdlichen Frankreich verſchreiben laſſen, zum Neujahrsgeſchenk für die Fürſtin von Yſenburg. Dies Pläſier war ganz apart, kaum beſann es ſich ein wenig, ſo bellte es die ganze Geſellſchaft an, noch zwei andre kleine Hunde wurden herbeigeholt, um Bekanntſchaft zu machen, die waren aber nicht ſo klein. Das Gebell der drei kleinen Hündchen übertönte alles und vermittelte die gegenſeitigen Redensarten und Glückwünſchungen. Das Lob dieſes Feſtes läutet wie ein wohltönend Glockenſpiel hier in der ganzen Umgegend unſern Ruhm aus, man will es noch einmal wiederholt haben. Einmal iſt keinmal, aber noch einmal, das iſt zuviel.

Liebster Clemens, noch Lebensgeschichte kann ich gar heut nicht mehr schreiben. Du lobst mir alles, aber um so mehr drückt das mich nieder, diesem Lob zu entsprechen, Du willst mir Lust machen, den gewöhnlichen Acker meines Lebens umzupflügen, jede harte Scholle zu zereggen; nein, Clemens, wenn Du die weißen Wände meines Studierkabinetts, das heißt, meines Kopfes ansäheſt, und nichts drin fändeſt als Spinnweb, wie wollteſt Du Zins von dieſer Armut fordern! — Ich kann doch nicht auf jede Seite schreiben, daß die Leute mir ganz närriſch vorkommen, und ſonſt begegnet mir nichts jeden Tag, und iſt mir von Jugend auf nichts begegnet, als der große Gedanke widerhallend von Stufe zu Stufe meines Ingeniums: Alles was begonnen wird in der Welt, ſei närriſch. Dabei komme ich mir eben auch nicht anders vor, eben weil kein Beſtand in mir iſt, weil ich von ſo manchem ein profundes Gefühl habe und dennoch ein Spielball der Zerſtreuung bin, die ganz gehaltlos iſt, das fühl ich, das quält mich, davon möcht ich geſunden und weiß nicht wie. Wenn Du aber nun wieder kommſt und ſagſt, es ſtecke alles in mir, und ich könne Wunder verrichten, und ich fühle mich aber behaftet mit allen Verrichtungsfehlern, und nur daß ſie keinen Schaden machen, weil nichts an mir verloren iſt. Du wirſt Dich kreuzigen! — Ich kann aber nicht anders, als daß ich bekenne, worüber ich lange mit Zweiflen gerungen habe, daß nämlich — alles nichts aus mir werden, bloß Sünde

Deiner närrischen Einbildung ist, daß etwas Großes in mir stecke. — Eine Zeitlang hab ich Dir geglaubt, wenn Du mir als manchmal mit so vieler Liebe davon sprachst, ich solle meine beßre Natur, meine Vorzüge vor den Augen der Welt verbergen, ich war des besten Willens; aber, da ich nun diese Vorzüge wirklich gut zu verpacken gedachte, siehe da fand ich gar nicht, was ich allenfalls zu verschweigen oder zu verbergen habe. In Talenten komm ich nicht vorwärts, ich kann unmöglich meine elenden Versuche in der Kunst hochschätzen, eine Flora hab ich in Rötel gezeichnet, ich hab sie auch gleich darauf in Papierstreifen zerschnitten, um die Wachslichte mit fest zu machen. Meine musikalischen Versuche? — Ich hatte ziemliche Freude am Generalbaß, da hat sich mein Lehrer, der Herr Preißing, zum Fenster hinausgestürzt. Ich mag ja an Musik nicht mehr denken. — Und nun kommst Du mit meiner Lebensbeschreibung auf rechter Heide, man könnte die Grashälmchen zählen, die da wachsen. — Das Einzige, was mich interessiert, sind die französischen Miszellen über Revolutionsbewegungen, so menschlich, so verständlich, ein Kind muß ihre Naturgemäßheit empfinden. Ich hab mir die Aufgabe gemacht, in meinen französischen Arbeiten sie zum Thema zu nehmen, ich bin zufrieden, da ich vorwärts komme auf einem Feld, wo alles auf festen, tiefen Begriff ankommt, wo das Echte, das Göttliche bloß ein vernünftiger Schluß ist, wo ich glaube, weil die Glaubensartikel seelenerzielende Argumente sind.

Wo aber die Sündenregister wie eine elende Hühnerleiter an die Himmelspforte angelehnt sind, da mag ich keinen Versuch machen, mich zu bilden, mich zu bessern, soll ich da von Stufe zu Stufe hüpfen wie ein Hühnchen, damit es auf die Stange zu sitzen komme neben den Hahn. — Nein! Auf mein Seel in einem Flug. Über die Sündenregister hinaus wie die Verheißungen, die himmlischen. Sind die Seligen selig geworden, so lasse sie mit ihresgleichen, schmeichle nicht wie ein Schmarotzer um sie herum, daß Du auch gern wolleſt vom Himmelsbrot essen. Ich aber sage mir, kannst Du nicht lernen entbehren? grad das, wonach alle verlangen? — kannst Du nicht lieber wollen, daß die andern selig werden, die so sehnlich darum bitten und seufzen, da Du doch gar nicht danach seufzen kannst? — Dies Seufzen, Flehen und Ringen nach Seligwerden macht mich mitleidsvoll, hätt ich, was sie fordern, ich gäbs ohne Bedingung! Aber wer kanns haben? — Wer kann den Anstrich des Himmels dem Unsinn geben, in den hinein allen so sehr verlangt. — Wer kann das machen, daß Unsinn immerdar ein Quell erneuter Freuden sei? — Gott nicht, denn sonst würde er gewiß nicht anstehen, den Seligkeitsverlangenden die Himmelstore weit aufzusperren, und wie die alten Nönnchen in Fritzlar uns immer die himmlischen Freuden gleich einen Tanzboden beschrieben, nur viel schöner als sie es beschreiben könnten, so würde er die Musikanten drauflosschmettern lassen und er-

quickende Himmelsspeise in Fülle lassen herabregnen. Ach, er könnte froh sein, wenn noch Menschen wären, die solchen Genüssen möchten sich hingeben. — Eine unschuldvolle Energie der Unersättlichkeit, ist die möglich? — Ich war immer schon satt von der Beschreibung des Himmels. Ein unaufhörlich Preisen und Lobsingen — damit fings an. Ich sang auch gern, aber nicht Kirchenlieder; ich sang, um mein jubelnd Herz auszuströmen, das zum Tanz geneigt war, von einem innern Lebenstakt frisch bewegt, meine Entschlüsse waren rasch, und sind es noch, das heißt, ich entschließe mich. — Zu was? — Ei, davon ist gar nicht die Rede! der Entschluß! Ein freudiges Durchrauschen aller Lebensadern! — Ein freies Auftreten auf den gottgeschaffnen Boden der Erde, überallhin blitzen meine klugen Augen und jagen die Nachtvögel aus ihrem Versteck. Was sind Dinge, zu denen wir uns einen Entschluß erkümmern, im heimlichen Rat unsicherer Begriffe, feiger Moral, verschrobner Lebensansichten, und noch gar, heimlicher Schwächen und eigensüchtiger Begierden, hin und her geworfen. Ein solcher Entschluß? wo blieb die Energie, ihn zu tragen. — Nein! Entschluß — tief in mich hinein fühl ich: — er ist der Mut frei zu schweben über aller Gemeinheit. — Dinge, zu denen wir uns entschließen müssen, die sind nicht. Wir schauen den einzigen Gott an in uns; er durchfährt elektrisch uns die Glieder; das ist Entschluß. Verstehen wir uns, lieber Clemens? — Mein alter

Magnetiseur würde das verstanden haben, es sind seine Antworten auf meine Fragen, es sind aber freilich keine Antworten auf Deine Forderungen an mich, — ich weiß, was Du mit Recht mir vorwirfst! — „Und doch könne ich keinen Willen mir erkämpfen, ruhig und einfach die Entwickelung meiner Talente zu betreiben." Ach, ich weiß ja, daß ich mich schämen muß, jeder blaue Berg wirft mir das vor, er sagt: Ich stehe reiner und edler da als Du! — mich befällt auch oft eine tiefe Melancholie über mein Nichts. — Was kann ich dafür? — Die Sünden der Welt haben auch mir den Boden abgegraben. Was ist das, wenn die frische, kraftvolle Erde, die den Baum nährt, ihm geraubt wird, und er soll zwischen kalten Steinen Nahrung hinaufsaugen in den Gipfel! — Ach, der Bach selbst muß traurig hinsickern über seine entblößten Wurzeln. — So viel Lebensansicht hab ich mir erworben in diesen Verhandlungen über Freiheit und Lebensrechte, daß ich weiß, daß dies die Sünde ist der Welt, für die ist der Gott gestorben, das glaub ich, das weiß ich, aber soll er auferstehen, so muß diese Sünde getilgt sein durch seine Auferstehung.

Ich fürchte mich vor Dir das auszusprechen, doch ists die Mitte meines Denkens. Die unverständlichen Aufsätze von mir, die Du mit so viel Neugierde studiertest, sie sind Funken und glühende Asche von diesem Herd, dessen Flamme manchmal hell aufleuchtet; ein ewiges Menschwerden des Geistes

durchbricht alles sinnliche Bedürfnis und wirft es nieder und steht aufrecht über ihm, und ja, das ists, was ich Entschluß nenne, zu sein und zu werden, ob ichs verstehe oder nicht. Rechenschaft geben? — Warum? Die Geistesauferstehung selbst ist Rechenschaft allem Unsinn, der aber sie verwirft. Laß den Geist werden, und seine großen Zauberkräfte werden über dieses Fordern nach Rechenschaft über Höllenbrodem und Fegefeuer sanft hinüberwallen, und Satzung und Glaubensartikel, sie reichen nicht an seine Region, und wenn sie auch noch so große Staubwolken aufregen unter den Menschen.

Ich wollte Dir ja vom Kloster schreiben, ich wollte Dich überraschen mit der Erzählung dieser einförmigen Tage, wo viel träumerische Knöspchen auf feinen Stielchen rankten! — Aber da lass ich mich überraschen vom Schauder über das Gewöhnliche, was die ganze Welt zum Narrenhaus umwandelt. O ihr Bienen alle, die ihr mich umsummt habt im Klostergarten. Ihr Nelken- und Lavendelbeete, die ihr mich gedeckt habt mit euren Düften. Ach, es ist Winter in mir, und der Schnee der Weisheit deckt die Erde. O Erde, laß den Frühling wieder treiben, halte den Atem nicht länger an, hauch deinen süßen Duft aus, er genügt mir statt Paradiesesfreuden. Willst du deine Gräser herauslassen und deinen Bächen freien Lauf, Erde, dann küss ich dich und schenke dir meine Seele.

Das heißt, das Unterhandlen mit dem Himmel bin ich ganz müde. Das heißt wieder: Alles ist zwar in Richtigkeit und an der Tafel angekreidet. Ach, käm nur einer und löschte mit dem Schwamm das ganze Fazit aus, dann wär noch Hoffnung, daß die Natur im Menschen wieder aufwachte.

Deine Schwester Bettine

Liebes Kind

Ich fühle mich in eine ganz wunderliche Lage hineingeschoben durch Deine ausgreifenden und wieder tief im Lebensschacht herumwühlenden Mitteilungen. Oft ist mir, als stehe ich auf einem vulkanischen Boden, wo die verwitterte Lava, von der schaffenden Natur üppig begrünt, hervorbricht in Flammen und verzehrt es wieder. Und hier und da liegen Brandstätten unter dem ewig blauen Himmel. Was nützt mein guter Wille, meine Stimme, mein Wort. Wie könnte das diesen Boden erschüttern, in dem ein innerliches Wirken verborgne Wege schleicht und dann, jeder Gewalt unerreichbar, plötzlich das begonnene Gepflegte zerstörend aufflammt. — Weißt Du, was Du sprichst? — Nein! Denn ich kann Dir den Mut nicht zutrauen, Dich Nationen und Jahrtausenden gegenüberzustellen und denen Hohn zu sprechen. Das tust Du aber, blind, wie Du bist, springst Du über Abgründe, und immer glücklich fühlst Du den Boden unter Deinen Füßen.

Man sagt, der Blitz erschlage keinen Schlafenden, drum soll man während dem Gewitter keinen Schlafenden stören. Ich frage mich, ob Du schläfst, ob Du träumst, und dann mein ich, das Gewitter bist Du selber; es rollen Ideen donnernd in Deinem Geist, die aneinander zerschmettern; und vor meinen Augen sinkt in die tiefste Spalte, die plötzlich gähnt, was eben noch meine Hoffnung war, was ich mit demselben süßen Willen hütete, wie Du Deine Blumen und Kräuter. Deine unverständlichen Aufsätze, wie Du sagst, seien die glühende sinkende Asche und ausfahrenden Funken von dem Herd, auf dem der erwachende Geist sich seiner Unverständlichkeit entbindet. Einmal will ich mich vor Dir aussprechen darüber, sollte ich mich irren, so sage mir es. Ich war bis jetzt noch immer so sehr der einzige Gesichtspunkt, nach dem Du mit inniger Begierde hinsahst, in dem das meiste um Dich her nicht das war, was den Geist auf eine würdige Art fesseln kann. Deine Aufsätze, teilweise auch Deine Briefe, stellen daher oft mehr Selbstgespräche vor, oder eine Art Gebete, in denen der Gedanke sich selbst lieben und würdigen lehrt und in einer sehnsuchtsvollen Andacht verweilt. Diese Andacht ist von allen Gesichtspunkten heilig und unverletzlich, da sie allein das Erwachen eines trefflichen Menschen verkündigen kann; sie liegt über der Bildung wie alle Gottesverehrung, als die erste Poesie des Menschen; sie ist die Morgenröte vor dem geschäftigen Tag, der Frühling und das Kindliche

in dem Fortschreiten jeder Art von Leben überhaupt; so schienen Deine Briefe und Ergießungen bisher mir auch nur die erste schöne reflektierende Bewegung Deines Erwachens in der lieben Welt, und Dein Gefühl, Deine Rührung und Dein Gott sind eins und dasselbe darin; ein Morgengebet eines an sich frommen Menschen, den man nicht grade dazu angehalten hat. Wolltest Du meinen, in Deinen Briefen spräche bloß Deine Liebe, Dein antwortender Geist zu mir, so täuschest Du Dich, sie sind Deine Liebe zu allem, so wie es Dein reflektierender Geist über alles und in allem ist, den Du mir anvertraust; Du kannst nicht zweiflen, daß sie mir daher das höchste lebendige Interesse umfassen, und daß Deine Geistesanlagen mir ebenso heilig sind, als es mir rührend ist, daß Du sie mir anvertraust; warum ich also wünschte, daß Du die Kette dieser reizenden Lebensaufregungen nicht unterbrechen mögest, das erweist sich von selbst, da es aber ebenso unmöglich als unnatürlich sein würde, ewig oder sehr oft in dieser Rührung zu verweilen, ja am Ende komisch und dann gar schändlich werden könnte. Es gibt solche Epochen in der Geschichte, wo dasselbe im großen geschah. Diese Epochen bildeten ihre Krankheitsstoffe aus, als die Andacht nicht mehr im einzelnen Menschen vor dem Verstand sicher war, und daher allgemeine Religionen hervorkamen, dann als gar keine Andacht mehr da war, und eine Menge Religionszeremonien ihre Stelle vertraten, das war

komiſch, und da die Religion als Mittel zu ſchlechteren Zwecken gebraucht ward, das war ſchändlich, denn ſie iſt die Krone alles Lebens und die einzige Ruhe in uns, die jede einzelne Bildung krönt, und indem ſie über alles Ungebildete, bloß Zufällige erhebt, dieſelbe dem ganzen Daſein, Gott und uns zugeſellt. Dieſe Andacht alſo, die Liebe, die Du in Deinen früheren Aufſätzen ausſprichſt, oder auch Deine Sehnſucht überhaupt, zu bilden und gebildet zu werden, kann nur wie der Morgen jeden Tag einmal, und wie der Frühling jedes Jahr einmal, und wie die erſte kindiſche Poeſie jeder Völkerbildung in dem Volke nur einmal erſcheinen und ſo ins Unendliche in dieſem Zirkel rückwärts und vorwärts, in engeren und weiteren Kreiſen, und es wäre daher komiſch oder ſchändlich, Dich dazu zu zwingen oder zu verſtellen, das erſte wär komiſch und das zweite ſchändlich. Du ſchreibſt alſo bloß, wenn ich Dich durch einen Brief, der Dich an das Beſſere erinnert, in Deinem Geiſt aufrühre. — Aber kennte ich Dich nicht beſſer, müßte ich dann nicht glauben, Du ließeſt es bei dieſer bloßen Andacht bewenden, und auf das gerührte Gefühl des Erweckten in Dir folge keine Arbeit, kein Streben; beinahe willſt Du mirs weismachen! — Darum habe ich Dich aufgefordert, Gedanken, Geſchichten, Begebenheiten, Fragen, Meinungen uſw. niederzuſchreiben, damit Du mir ohne Anſtrengung ſchreiben könneſt und Dich nicht dazu erſt zu ſtimmen brauchſt, es war mein Wunſch, denn ich ſelbſt lerne

durch Dich mich aussprechen. Wie schön sind Deine letzten Briefe davon erfüllt, wie wahr und warm Deine Reminiszenzen aus den Kinderjahren, wie tief Dein Gedächtnis noch aus Deinem ersten und zweiten Lebensjahr. Liebste Bettine, bedenk Dich doch, daß solche Eigenschaften von der Natur als köstlichstes Lebensgeschenk in die Seele geprägt sind, daß es feinste Organisation des Geisteslebens ist, so schreiben zu können. Vielleicht sag ich manches in meinen Briefen, was Dich stört, laß es ungesagt sein. Überhaupt nähre das Vertrauen, denk Du sprichst auf der Höhe auf freien Bergen, oder im tiefen Wald, wo nur die Natur Dich auffordert zum Sprechen, nicht der verblendete Mensch, der vielleicht eigensinnig. Oft erschreckt es mich, und es kommt mir vor, als wär Dein Gefühl und Dein durch dies Gefühl gebildeter kühner Wille lange wie eingesperrt gewesen und bräche nun so stolz und unbändig hervor, so berührte mich eben ein großer Teil Deines letzten Briefes; ich habe mich gefragt, ob ich durch Äußerungen Deinen eigentümlichen Wendungen in den Weg getreten sei, und beinah glaube ichs, denn auch in diesem Augenblick fühle ich, wir stimmen nicht ineinander.

Ich wollte Dir noch mehr schreiben, aber eben erhalte ich einen Brief von Leonhardi, er habe Dich zweimal gesehen, und wenn die Zeit schöner werde, wolle er öfter nach Offenbach kommen; ich finde das nicht weiter sehr wünschenswert, weil

unbedeutende Menschen oft einen Einfluß haben, eben weil sie das Bedeutende aufheben, ich habe jedoch nichts weiter zu erinnern, als dem Leonhardi doch nur höchstens scherzend zu begegnen, auf andern Wegen würdest Du ins Philistertum geraten, denn er ist ein hypochondrischer Mensch, der sich leicht einbilden kann, er sei dies oder jenes und müsse Dich wärmen oder schützen, oder Dir Weltansichten eröffnen, ein solches Pfuscherwesen lasse Dir nicht in den Weg treten. Er hat Bücher und kann Dir die geben, die ich will. Sei stolz, und lasse Deine Einsamkeit Dich nicht verführen, Deine Zeit an Menschen zu verlieren, von denen Du nichts gewinnst.

Dein Clemens

Du sollst einem meiner Freunde, der Dich bittet, den ich und viele für den einfachsten, genialischsten Menschen seiner Zeit halten, ein kleines Geschenk machen, sticke, nähe irgend etwas; es ist Ritter, der Naturphilosoph, der Freund der Gachet, denke was Hübsches aus, sage niemand für wen.

Liebe Bettine

Du schreibst mir nicht, dies martervolle Schweigen ertrage ich nun sechs Wochen. Dein letzter Brief erregte mir Zweifel, die mich ungeduldig auf den folgenden machten, ich schrieb Dir in einer ganz

entgegengesetzten Empfindung, wollte Dir sagen, daß die Basis alles sittlichen Gefühls nicht Stimmung, sondern Wahrheit sei, daß die Wahrheit wieder nur echte Religion sein könne, daß aus dieser kein lügenhafter, sondern ein ganz echter Bildungstrieb nur hervorgehe, der in jeder Handlung, in jeder Äußerung den ganz reinen Menschen darstelle; daß eben nur dieser Mensch allein wirkungsfähig sei, das wollte ich Dir sagen, ich wollte Dir aber nichts sagen, was Mißtrauen gegen Dich beweise; was ist das nun, daß Du schweigst? Ach, wolltest Du mir doch nur einige Hilfe leisten, so würde mir das eine Erholung sein, woran ich jetzt verzweifle, nämlich den Wegen nachzuspüren, die sich Deinem höheren Interesse anfügen. Deine Briefe sind ja doch keine Kunstarbeit? — oder kannst Du sie nur in gewissen Stimmungen hervorbringen? da doch so vieles darin sich noch ganz unenthüllt zeigt, vieles nur ahnungsweise anregt. Wie kommts, daß dies alles Dich auch nicht reizt, es noch ferner in Dir zu beschauen und mir mitzuteilen. Es ist etwas sehr Vortreffliches und Seltnes, Briefe zu schreiben, die bloß die Geschichte des Herzens zum Gegenstand haben, ohne zu lügen. Ich will hier dies näher auseinandersetzen. Der gebildete Mensch oder der empfindendere lebt ein doppeltes Leben, er lebt das gesellige praktische Leben seines Standes, seiner Familie, und lebt das Leben seines Geistes, seiner Begriffe, seiner

Empfindungen. Jenes Leben ist gebunden und bestimmt durch seine Umgebung und den Punkt, auf den er in der bürgerlichen Welt gestellt ist; dieses aber hat das Universum, die Natur und das eigne Gemüt zum Gegenstand, insofern es frei in sich selbst fortbildet, ohne daß das praktische Leben des Menschen darauf einwirke. Beides zusammen bildet seine Geschichte, die (wie sich diese beiden Leben in ihm mehr oder weniger bestimmen, aufheben oder durchdringen, oder gegenseitig erhöhen) die Geschichte eines schwankenden, einseitigen, geschlossenen oder ewig fortstrebenden Gemütes ist. — Die Berührung des höheren Lebens in uns, mit dem Leben, welches durch die Umstände hervorgebracht wird, bildet die Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit unserer Lage, unsre Zufriedenheit, unser Gedeihen, was jedem Geschöpf das Klima und der Boden ist. Aber alles kann ein Umstand dieses Lebens werden, auch was sonst kein Umstand ist; die Geschichte eines andern Menschen. Insofern nun diese mit unserm höheren oder bürgerlichen Leben in Berührung kommt, bildet sich uns der Mitbürger, der Genosse, der Nachbar, und bei totaler Berührung, der Freund. Dieser kann, ewig fortschreitend, in höherer Annäherung endlich sich beinah mit uns durchdringen; dies nenne ich das Anziehen, Erfassen, es wird endlich zum Bedürfen. Denn es geht von der einen Seite die nämliche Tätigkeit aus wie von der andern, und wird endlich geistige Lebensforderung. Und hier,

wo vier Arme offen sind, entsteht die Umarmung, der Bund, und dann die Trennung mit Einverständnis in einem Dritten, das Ziel. Endlich aber das Wiederfinden, wenn jeder seinen halben Zirkel durchlaufen hat. Das Leben ist zwischen Zweien vollendet; jeder hat das seine im Sinne des andern errungen; sie haben sich im Mute verwechselt, im Streben getrennt, und durchdringen sich nun im Errungnen, in der Ruhe des Bewußtseins, das Ziel. Von hier aus geht ein neuer Abschnitt der geistigen Lebensgeschichte an, diese Ruhe, dies errungne Ziel ist der Stillepunkt eines erhöhten Werdens, denn die Verzweigungen geistiger Verhältnisse gehen ins Unendliche, sie sind der wahre Sakontalabaum, der Blüte und Früchte zugleich trägt. Und das beglückt ja so unendlich in der Freundschaft, daß der junge Blütenbaum, noch ganz innerlich beschäftigt mit dem Treiben seiner Blüte, bewußtlos die Nahrung reift für den Geist, der auf ihn angewiesen ist. Bei dieser Gelegenheit sage ich Dir, daß ich dies schöne Buch, die Sakontala, für Dich bestellt habe; Du mußt sie in wenig Tagen erhalten. Ich wollte sie Dir erst mitbringen, um sie vielleicht mit Dir zusammen zu lesen; aber wenn wir beieinander sind, da ist ja immer Blumenzeit, und da findet sich so manche Blume am Weg, die wir spielend betrachten, daß wir zu keiner Beschäftigung und zu keinem ernsten Resultat kommen. Die Sakontala soll ein solches Resultat in Dir bilden.

Was an andern Menschen als vorüberstreifender Genuß auch nur eine äußere Bildung bewirkt, das faßt in diesem Freundschaftsklima Wurzel und wird selbststrebender Geist.

Ich habe Dir hier in der Berührung mit dem Freunde die Geschichte jeder Berührung mit dem Lebendigen erzählt, deren Bedingung die Wahrheit ist, wenn sie nicht das elendeste Verderben in uns hervorbringen soll, denn alle Trauer, alle Unzufriedenheit ist eine Folge der Lüge; nicht grade der Lüge in uns, sondern der Lüge an sich. Eine Ansicht, die wir von jeher, durch uns und andre, durch Unerfahrenheit, durch das, was noch nicht ergründet ist, haben, ist Lüge an sich; — und fähig sein, heißt daher nichts, als Anlage zur Wahrheit haben; sich bilden, heißt diese Fähigkeit verstärken; gebildet sein aber heißt, in uns die Möglichkeit zur Annahme aller Wahrheit hervorgebracht haben. Dann tritt das Wissen ein, oder die wirkliche Besitznehmung von der Wahrheit; diese ist unendlich wie die Wahrheit. Es sind daher alle Menschen fähig. — Viele bilden sich, wenige sind gebildet, und zählbar sind die, welche wissen. Das eigentliche Verderben aber ist die Wiedervernichtung des Erbauten, des Gewußten, dessen, was einmal in unserm Besitz ist, ist die Zerstörung unsrer geistigen Gesundheit durch alle Art von Mißbrauch, und endlich die schändlichste aller Arten der Schändung, die Lüge in uns, die wir um so leichter herrschen lassen, als wir

meiſtens in der Trägheit die Selbſtbetrachtung verabſäumen, und keinen Begriff von der Wahrheit haben, in dieſem Falle nun ſind die meiſten Menſchen, auch viele, die ſich zu bilden ſcheinen, denen aber die Bildung nicht eine Verſtärkung ihrer Anlage zur Wahrheit, ſondern ein Amüſement wird, ihre Unfähigkeit zur Wahrheit zu entlangweilen, oder die Vorwürfe der Lüge in ſich zu erſticken. Solche gebildete Lügner ſind die miſerabelſten, denn ihre Lüge hat eine Art von Arm und Bein, und ſcheint lebendig, um ſie noch dichter zu umſchlingen, ſie fürchten ſich auch meiſtens vor jedem Zuwachs ihrer Bildung, wie vor einem neuen Schlangenkopf, und wiſſen ſie ſehr viel, ſo platzen ſie vor Dünkel und Anerkanntheit, die letzte Gattung iſt der Keim aller Hoffart. — Wir können auch gewiſſermaßen unſchuldig, aber doch nicht ohne die verdiente Beſchädigung der Affektation, in die Lüge fallen, und zwar auf folgende Art. Da Konſequenz, oder ein vernünftiges Auseinanderfließen der Handlung, das wir ſelbſt beherrſchen, eine einzelne Tugend ſcheint, ſo will man ſie gern im einzelnen ausüben und lügt, wenn man zugleich zwei- oder dreierlei verſchiedene Arten von Konſequenzen auszuüben glaubt, gerade auf ebenſo verſchiedene Arten. In dieſer Lüge iſt Schmeichelei, Heuchelei, ja ſogar eine gewiſſe Gattung von Höflichkeit zu Haus, der man ſich oft mit Fleiß nicht enthalten darf. Es iſt aber ſehr lächerlich, indem man ſeine Wahrheit

aufopfert, konsequent sein zu wollen, da diese beide eins sind. — Man hört oft: „dieser und jener Mensch hat keinen Charakter, er bleibt sich nicht gleich". — Und in dieser Rede ist doch nichts gesagt, als daß dieser Mensch uns nicht in chronologischer Ordnung eine gewisse Anzahl ähnlicher Empfindungen zusammengelogen hat. — Oder hat er nicht gelogen, sondern ist wirklich ein solcher Rosenkranz, der aus denselben Gebeten besteht, und den man schlafend beten kann: „dieser Mensch ist nicht kommod, um ihn gelegenheitlich zu beurteilen, um von ihm zu sagen, er ist ein hübscher, grader, krummer, kleiner oder magrer Mann". Der wahre Mensch, der sich hingibt in der Freundschaft, klaubt nicht eine gewisse Partie seiner Erscheinung heraus, er gibt sich immer mit der ganzen Lebenssumme grade so ausgedehnt hin, daß er den Augenblick der Hingabe erfüllt. Das, was man Charakter nennt, kann daher nur durch die größte Menge ähnlicher Züge im Menschen begriffen werden, und ist nur merkwürdig im Begeisterten, als die Gestalt des Schattens, die seine Bewegung nach irgend einem Licht, auf sein Gemüt zurückwirft, und im bloß erwerbenden Menschen als die Gestalt seiner Beschränkung, aus denen man, wie aus den Schatten, welche die Weltkörper aufeinander werfen, astronomische Schlüsse auf die Gestalt, Lage und Durchkreuzung der Sphären, ihre Bildung, ihres Stillstands, oder ihrer Bewegung machen kann.

Es gibt aber noch einen andern Gesichtspunkt für das Interesse, das man an einem Charakter haben kann, und obschon er nicht hierher gehört, wo ich nun vom Umgange (Verkehr untereinander) rede, so will ich, um einem schiefen Einwurfe vorzubeugen, doch etwas davon sagen.

Der Charakter kann allgemein merkwürdig sein, wenn man ihn als Kritiker betrachtet, dies ist die Betrachtung, deren jeder Charakter als Kunstwerk würdig ist; es sei nun, daß ich wirklich den Charakter einer gedichteten Person, oder wirklich eines lebenden Menschen, wie ein Produkt seines Lebens, als Kunstprodukt der dichtenden Natur anschaue. Sich zu dieser Ansicht erheben zu können, erfordert einen sehr hohen Standpunkt, denn man muß sich dann, zur ganzen Poesie — Schöpfungskraft der Natur — wie der Kritiker zum Dichter verhalten; und hier wird mehr erfordert, als nach den geschriebenen Gesetzen einer gewissen Kunstschule, dem freien lebendigen Gedicht die Brust aufzuschneiden, um noch minutenlang zeigen zu können, wie ihm das Herz schlägt. —

Die Konsequenz aber, welche etwas wert ist, ja allein den Wert des Menschen bestimmt, ist eine musikalische, sie ist Harmonie im weitesten Sinne, und wird, insofern er mehr oder weniger das ganze Leben berührt, mehr oder weniger Tonarten und Modulationen umfasset, doch immer nur in harmonischen Übergängen wechseln. Insofern er nun

bloß das Thema der ganzen Musik ist, ist sein Gang aus sich selbst, und kann er einen Charakter haben, aber insofern er die Harmonie des Ganzen mitbegründet, hat er nur den Charakter seines Instruments; sein Leben aber ist ohne Charakter, bloß ein Teil der ganzen Harmonie. Von dieser Konsequenz der Harmonie kann aber nur die Rede sein bei umfassendern Menschen, denn um harmonisch zu werden, muß man schon eine gewisse Anzahl von Tönen umfassen, und ist hier die Rede nicht von jener Gattung, die nur insofern leben, als ihrer etliche Tausend wohl, wenn sie zusammentreten, ebenso leicht alle zu einem tüchtigen Menschen gehörigen Eigenschaften, als eine vollständige Kriegskontribution zusammenbringen könnten. Hierher gehören alle Menschen, welche ihrem Stande Mittel sind und sich nicht über ihn erheben, welche nur halb leben, wie ich oben anführte, nur das praktische Leben haben und daher nie biographische Personen werden können, man müßte denn als Kunstprodukt einen einzelnen betrachten, nicht um *ihn*, sondern bloß um die Umstände seiner Zeit an ihm zu erlernen, denn diese Leute sind unglücklich genug, nichts als *ihre Umstände* zu sein, deswegen sind sie doch ebensowenig verächtlich als die *Irokesen*, obschon weniger merkwürdig. Sie sind die Besitzer des zeitlichen Lebens und werden auch bei der größten Frömmigkeit nie selig werden, da der Himmel nicht zukünftig, sondern von jeher und ewig ist, und in nichts anderm besteht,

als in dem Verstehen und Besitzen der Harmonie. Wir erwerben durch Tugend den Himmel, wir erringen durch Fleiß die Kunst, wir lernen durch Harmonie die Musik, wir gebären sie endlich selbst, in leichter, ewig voller und ergoßner und empfangener Lust des ewigen Lebens, das ist gleichbedeutend. Jene aber sind weit entfernt hiervon und verhalten sich wie das gebogene Holz, das noch am Stamme grünt oder dorrt, zur schön geschwungenen Mutter der Töne und der Lieder — der Lyra im Arme des Sonnengottes. Aber auch der wilde Wald rauscht und grünt und ist lieblich oder mächtig, wenn ihn ein empfindend Gemüt begreift, aber er ist nichts ohne dieses. Hier trennt sich der Weg, und ich sage Dir, wo es recht ist, jene Menschen zu vergessen, und wo es recht ist, sie nicht zu verachten: Wo Du mit dem Höchsten an sich, mit dem Geiste das Wesen des Geistes betrachtest, wo Du betest, oder dichtest, oder liebst, sollst Du jener vergessen, und ständest Du unter ihnen; denn man soll auch im Haine Gott anbeten und die Bäume vergessen. Betrachtest Du aber die Welt historisch, so darfst Du sie ebensowenig verachten, um nicht in lächerliche Sentimentalität zu fallen, als der ins Lächerliche hineinfallen wird, der einen Acker verachtet, auf dem die Mäuse ihre Kornspeicher haben. Nur auf einem Punkte ihrer Erscheinung können sie mehr lächerlich, als verächtlich — doch, wenn es etwas lange dauert, etwas fatal werden. Es ist dies der Fall, wenn sie

ſich auf Augenblicke emporheben, wenn ſie von Bildung reden und Geſchmack haben wollen, beſonders erſcheint dies in den Menſchengattungen, in denen das praktiſche Leben am kondenſierteſten iſt, die nur eine Berührung mit dem Äußern kennen, die nichts wollen als brauchen, die den Geſchmack, um ihn zu brauchen, zur Mode herabſchänden, und ſogar auch manchmal jenes zweite Leben, das ſie nicht haben, brauchen und es zur lächerlichſten Grimaſſe herabwürdigen, bis ein ſolcher das ſchimpft, was er nicht kennt, und verliebter, dürſtender zu ſeinem praktiſchen Leben zurückkehrt. Auffallend iſt es, zu bemerken, wie er immer zu triumphieren ſcheint, und wie dieſer ſcheinbare Sieg manchen an dem Kampf nach dem Vortrefflichen erlahmen macht, der ſich dann in den Sold begibt, der für kein Vaterland und keinen Himmel ſtreitet, der nur kümmerlich das Leben erwirbt und keinen Himmel. Doch ſcheint er dies nur, und ſo ſehr uns oft der unwillige Ausruf gerecht ſcheint, die Kunſt gehe betteln, und die Dummheit graſe, ſo halte ich ihn doch für die Erfindung einer ſehr gemeinen Anſicht, und er hat ſich auch ſchon als ſolche charakteriſiert, da er nun ſchon ein Gemeinplatz geworden iſt. Die Kunſt geht nie bettlen, wohl aber der Künſtler, würde Kotzebue ſagen, um aus ſeinem Reichtum zu beweiſen, daß er kein Künſtler iſt. Wenn die Kunſt bettlen geht, iſt es meiſtens nur ein Beweis, daß ſie arm iſt, denn die wahre Kunſt beherrſcht alles und öffnet alle Schätze,

der selbstische Künstler aber, der aus Kaprice oder Unkenntnis nur für sich selbst dichtet, er mag darben, und muß gern darben, um nicht erbärmlich zu sein.

Nun aber haben wir jetzt keine allgemeine Kunst, und ist bloß eine Zeit des Krieges in der Bildung, drum gehen viele Künstler arm herum mit ihrem Reichtum, und mit Recht mögen jene keine Leute machen, die nur aus Bosheit, Unsitte, und für kein Vaterland mitstreiten. Es ist eine wahre und sehr würdige Reflexion, daß die Welt keine moralische Anstalt ist, wo ein Geschöpf das andre aufmuntern soll, so daß gleichsam der Elefant dem Esel nichts als ein gut Beispiel sei, ein Elefant zu werden, und so fort; denn die Progression geht nicht auf Erden, im Leibe — sie geht im Geiste vor. Auch geht die Bildung nicht feldeinwärts oder der Quere, sie geht in die Höhe anbetend, und in die Tiefe forschend. Jedes Geschöpf ist als Kompositum beschränkt, und als vollkommen mehr oder weniger frei; in es selbst aber ist sein Geist gesetzt, der, insofern er nur empfindet, als er nur in sich selbst ist, sich selbst als den Mittelpunkt des Ganzen betrachtet. So ist der Dünkel jedes Standes zu entschuldigen; aber dem ganz freien, gebildeten Menschen ist die stille Betrachtung erlaubt, den bloß praktischen Menschen zu verachten; wenn er spricht, ich triumphiere — denn triumphiert ein geboren Tauber, der geigen will, aus Mode, und die Geige in den Ofen steckt, mit den Worten: „Ist

es nicht viel edler, Tabak zu spinnen, und zu rappieren, da habe ich doch was für meine Nase, ich weiß nicht, was die Leute an dem Kolophonium riechen."

In eben diesen Fehler verfallen alle Menschen, die sich krankhaft oder aus Trägheit zum Bessern zu erheben ausgeben, und ebenso nur die Empfindung, Bildung oder Kunst brauchen, ihre Lumpen mit zu flicken; sie geben die schändlichsten Blößen und werden meistens sehr verächtlich; dies ist sehr häufig bei den Weibern der Fall, die nach der bürgerlichen Ordnung, die jetzt sehr in Verfall ist, nichts als die Repräsentanten der erbärmlichen Bildung, die eigentlich das künstlerische Personale des praktischen Standes geworden sind. Ich wollte, hätte ich Zeit, leicht beweisen, daß alles Übel, häusliches und körperliches und geistiges, bloß durch das dumme Bestreben nach Geschmack, der Tochter der Verachtung der Künste, entstanden ist. Ich verstehe hier bloß das Verderben der Töchter, worüber von Familienvätern und ältern Brüdern, ja oft von den Verderbern selbst geklagt wird, und ich will gerne als Märtyrer für die Aussage sterben: Kein treuer und unschuldiger Greis und Vater kann würdigere Tränen weinen, als um den Untergang der Religion; — so ganz, was der kräftige, unschuldige gemeine Mann Religion nennt, nicht das neue Wort. Die Weiber oder Mädchen, sagte ich, sind die kränksten an dieser Afterbildung, ihre krankhafte unbefriedigte Laune ist Empfindung, ihr Fieber

Begeisterung, ihre Sittenlosigkeit wird Philosophie. Ich sagte, sie bedeckten ihre Lumpen mit Bildung, und setze hinzu, daß sie dadurch meist sehr lächerlich werden, indem sie nur entblößen, was sie bedecken wollen. Die Bildung ist nichts als der höhere Glanz der Nacktheit, die die freie Keuschheit der Schönheit ist. Nun aber heißt sich mit Bildung ausflicken nichts als die Löcher im Gewand mit einer Laterne beleuchten, denn die Bildung ist durchsichtig, und um so mehr erscheinen daher heutzutag die meisten gebildeten Mädchen äußerst miserabel, als sie grad darin die Ausbesserung nötig haben, was das Heiligste des Menschen ist, im Verstande, der Liebe, im Herzen und der Zucht; und ich möchte sie die Laterne nennen, die die schlechten Straßen unsrer Städte nicht so erleuchten, daß man sie sicher durchwandle, um nicht den Hals zu brechen, nein, sie leuchten nur, damit man diesen Dreck bewundere, denn dies ist die Prätension dieser kleinstädtischen Dummheit (ich sage kleinstädtisch auch von Paris in Hinsicht des Universums). Laß uns ihnen zum Trotz, meine liebe gesunde Bettine, ihre unsaubere Illumination nicht betrachten, und kommen wir darauf zurück, daß alle die Abscheulichkeiten, die ich Dir hier zeigte, nur Folgen der Lüge sind, von der ich zu sprechen ausging, und daß wir deswegen Freunde sind, weil wir das bessere Leben unsrer Sitten, unsrer Gefühle, unsres Fleißes in Geselligkeit hinbringen, und mit zu dem großen geheimen Staat der vortrefflichen Menschen

gehören wollen; willst Du aber hier in diesem Lande mein Nachbar sein, so darfst Du mir nicht eine einzelne Art von Reflexion bloß hinstellen, darfst nicht allein mir danken, wenn ich Dich grüße, Du mußt ordentlich hübsch mit mir schwätzen, denn was so mit Deiner Person vorgeht, ist mir meist unbekannter und oft wissensnötiger, als was mit Deinem Gemüte vorgeht, drum schreibe mir jeden Schritt und Tritt von den Menschen, die mit Dir sprechen, was Du über diesen und jenen empfindest, was Du plauderst; denn ich habe mich nicht wenig geärgert, daß Du mir nicht erzähltest, daß Du bei Leonhardi getanzt, und wie Du dort warst, daß die vortreffliche Duchaget mit Dir sprach, die mir sagt, es sei Deine Pflicht, mir darüber zu schreiben, daß Du lange in Frankfurt warst, von allem dem nichts? In Deinen Briefen ist oft ein Ausbruch von Rührung über meine, aber ich will nicht Dich rühren, ich will durchaus, daß Du Dich selber rührst, das heißt, daß Du vor meinen Augen herumspringst wie ein junges lustiges Mädchen; Deine allzu große Ernsthaftigkeit gegen mich mußt Du Dir nicht so ernst werden lassen, sonst kömmst Du in Gefahr, mich hochzuschätzen, und dann bist Du auf dem graden Weg des Kindes, das aus besonderer Achtung gegen den beinernen Löffel nie selbst essen lernt, und am Ende kannst Du doch nicht immer Brei essen, der Mensch ist ein fleischfressendes Tier, und da hilft kein Löffel, und das Vorkauen wird ekelhaft. Lebe wohl, schreibe, sonst schreibe ich nicht

mehr, oder bist Du krank, hast Du alle meine Briefe nicht erhalten, ich verstehe es nicht. Noch eins, hüte Dich sehr aufzufallen, sei oder scheine stets in der Gesellschaft lieber dumm als vorlaut und mit dem Händeklatschen der Toren belohnt, es verführt zu einer miserablen Selbstgefälligkeit, die alle Fortschritte auch bei dem besten Willen tötet, und kannst Du es nicht in Dir dahin bringen, so vermeide lieber die Menschen, denn es ist entsetzlicher, von gemeinen Menschen für genialisch, als für einen Narren gehalten zu werden, am besten aber für einen guten, ruhigen Menschen.

Dein Clemens

Soeben schreibt mir die Toni, wie sie Dich besucht habe, sie habe Dich munter und fleißig beschäftigt gefunden, aber Du seheſt übel aus; wie ist Dir, liebes Kind, hast Du Kummer, quält Dich etwas, Du weißt nicht, wie mir der Gedanke meine Ruhe nimmt, Du seiest bang und ängstlich im Innern; ich bitte Dich um alle Liebe, um alles, alles, gieße mir Dein Herz aus.

Dein Clemens

Drei Briefe hast Du, diesen lasse der Toni lesen, wir müssen Freunde haben, sie liebt uns.

Der verminderte Septakkord hat seinen Satz auf dem Leitton des Grundtons.
Kleine 3.
Falsche 5.
Verm. 7. Die erste Versetzung auf der Sekunde des Grundtons: Quintsextakkord, die zweite auf der Quart: Terzquartakkord, die dritte auf der Sext ist der Sekundenakkord.
Ich hätte dies sollen in mein Studienbuch schreiben, ich will Dir nur zeigen, daß ich studiere. Ich kann leichter eine Melodie erfinden, als sie in ihre Ursprünglichkeit auflösen. Innerlich ist alles tiefer zu fassen in der Musik, als sich ans Gesetz zu halten; dies Gesetz ist so eng, daß der musikalische Geist jeden Augenblick es überschwemmt.
Was mich selber bilden soll, das muß aus mir auch hervorgehen, drum möchte ich aller Teilnahme ausweichen und allein mit mir fertig werden. Es kommt mir wie Frevel vor, daß ich mich einer Leitung hingebe, die vielleicht das Ursprüngliche in mir verleitet. So wars mit der Gachet, und was Du über Freundschaft sagst in Deinem Brief, das macht mich flüchten vor ihr. Gäb es Höhlen und Verberge, in die man sich könnte zurückziehen vor gewissen Gefühlsanrechten, ich würde dahin flüchten. Ich schaudere vor solchen Allgewalten des Daseins, sie erregen die Eifersucht der Eigentümlichkeit; Freund-

schaft ist aber gewiß eine die höchsten Seelenkräfte verzehrende Schmarotzerpflanze. Ich soll doch mein eigen werden, dies ist doch der Wille meines Ichs, denn sonst wär ich umsonst; dies eine, was mich eigentümlich aus dem Gesamtsein herausbildet, das ist der Adel des freien Willens in mir; anders kann ichs nicht ausdrücken. — Sich dem Begriff und Willen eines andern unterwerfen, der auch kein Selbstsein hat, — denn sonst würde dieser Wille nicht die Geistesnatur des Freundes zu seinem Herd wählen, sondern in sich selber aufflammen, — das ist Verzichten auf diesen Adel des freien Willens. So steht das in mir fest, daß ich den nicht aufgebe. Die Freundschaft behauptet zwar, die edlere Natur im Freund hervorzurufen; wie aber kann dieser Adel des Willens sich bilden, wenn nicht in sich und durch sich selber? Raubt da die Freundschaft nicht die Kraft der höchsten Tätigkeit dem Freund, der dann nicht mehr den Willen in sich trägt des besonderen Seins. — Die Freundschaft hat ihn ausgelöscht. Held sein ist nicht befreundet sein, Selbstsein ist Held sein; das will ich sein. Wer Selbst ist, der muß die Welt bewegen, das will ich. — Dies helle Selbstsein soll nicht verdunkelt werden durch den Schatten der Freundschaft; ich brauch das nicht, ich kann den Sonnenbrand vertragen, und Freundschaft ist Brudermord. —

Ich hab zu fechten mit meinen Gedanken, sie fahren gleich auf und wollen immer recht haben.

Am Generalbaß hab ich auch meinen Ärger. Ich möchte diese Gevatterschaft von Tonarten in die Luft sprengen, die ihren Vorrang untereinander behaupten, und jeden, der den Fluß der Harmonien beschifft, um den Zoll anhalten. Aber so wahr diese unumstößlichen Ohrengesetze nur verschimmelte Vorurteile sind, die der Genius mit der Ferse von sich stößt, so wahr werden diese Gefühlsanrechte, denen ich drohe, daß sie mir nicht auf den Hals kommen sollen: als Freundschaft, Großmut, Milde, Mitleid (das ist das allerekeligste), Gerechtigkeit, Nachsicht, Ehrgefühl und alle sittlichen und Moraltugenden ein elend Ende nehmen — es sind Vampire, die dies Selbstsein des freien Willens heimlich lüstern aufsaugen.

Alle Tugend komme von Gott, steht im Katechismus. Schachert der Gott so mit dem Pfennig des Verdienstes? — Verdienst ist Schimäre, ist Lüge. Das fühlt der freie Geist, und bei ihm wird die reine Kraft nimmer zum Verdienst sich ausmünzen, die man abwägen könne; nein, sie ist das Selbstsein. Wer ist der verdienstlose freie Geist? — der soll König sein! von ihm fällt der Verdienst ab, er muß frei sein. Verdienst macht ihn unfrei, denn er muß sich ihm verpfänden. Dies ist aus meinem Tagebuch, worin ich meine Revolutionsgedanken aufschreibe: „Der ist nicht König, der aus Hilfsmitteln der Not das augenblickliche Mögliche benützt, um seine Verdienste daraus zu bilden. Nur der

ist König, der ganz frei, ganz mächtig diesen Adel des Willens an seiner Zeit ausbildet. — Willkür kann nicht hervorgehen aus dem Adel des freien Willens, sie ist zusammengesetzt aus unfreier Bildung, die der Egoismus der Klugheit ausgedacht hat. — Und Freundschaft ist ein vorbereitender Egoismus jener Bildung, die den Platz des freien Willens sich angemaßt." — Ich könnte Dir noch mehr aus diesem Buch absonderlicher und verwirrlicher Gedanken aufzeichnen, die wie mutwillige junge Herden untereinander sich stoßen, die aber ein gewaltiger Hebel sind dieser freien Natur in mir. Ich hab der Großmutter draus vorgelesen, und sie meint, ihr sei bange, ich könne vom Fels stürzen. Auch im Geist kann man sich versteigen, mein Kind, sagte sie und erzählte mir die Geschichte des Kaiser Max auf der Martinswand, sie sagte, die Engel sollen ihn da wieder heruntergetragen haben, aber nicht immer sind diese bereit, wenn man sich so mutwillig versteigt. — Was brauch ich denn wieder herunter, liebe Großmama, wenn ich mich oben erhalten kann? — Könnte ich denn nicht auch ein Wolkenschwimmer werden? — Kind meiner Max, sagte sie, was hast du vor wunderliche Gedanken. Auch darüber kann ich mich trösten, wenn meine Gedanken nicht mit der Klugheit der Menschen übereinstimmen; diese Klugheit verträgt sich nicht mit meiner hüpfenden und springenden Natur, die in allem sich selber

verstehen will und wie ein Speer sich der Klugheit entgegenwirft. Das weiß Gott, sagte die Großmama. Aber Kind, wie sieht es aus in Dir?
Wie es aussieht in mir, liebe Großmama? Nicht wie hier in Offenbach die Wiesen weit hinaus sich ziehen, und der Waldrand hinter dem beschifften Fluß bescheiden und lieber das rasche Bächlein mit seinen großen Eichen überwölbt, und die große Bleiche, wo alles so früh schon tätig ist, und die engen Schleichwege zwischen blühenden Hecken, die ums Dorf führen — und dann ganz in der Ferne die Gebirglinie, die an den Himmel ihre Weisheitsschrift ankreidet, an die der freie Wille ohne Auslegung der Schriftgelehrten, ohne Glaubenszwang sich hingibt; dazu die blaue Heerstraße der Wolkenzüge. Nein, dies Vaterlandsbild gleicht nicht meiner Seele, es ist mir doch, ich komme anderswoher! — hoch und niedrig waldumwachsenes Felswerk, an dem der Rasen schüchtern hinaufklettert und das seine eigensinnigen Klippen so trotzig hinausstreckt, an dem die Nebel sich zerreißen. — Wege des Geheimnisses zwischen brausenden Wassern, immer tiefer in unverständlichen Windungen, wo der Sonnenstrahl herabblitzt ins enge Tal und nährt zärtlich die blauen Blüten, und das Sinnenfeuer der Natur dampft aus dem kalten Stein, der in der Sonne erschwitzt. Der Wacholderstrauch duftet mir da Weihrauch und stachelt meine Wange, und ich weiß nicht, was Glück ist, als nur — daß die Natur dies

heimliche Vertrauen zu ihr so mächtig beantwortet. Dort wohnt der Knabe, von dem will ich erzählen, wie er in der Nacht sich eilig rüstet, so weit die Sterne leuchten zu wandern, wo neue Berge heraufsteigen und Wälder, und Quellen eng zwischen Klippen herab in freie Länder wallen. Die Sonne steigt, er kommt herab zum Feigenbaum, im feuchten Sand zu ruhen, die Wolke, kühl vom Wind heraufgetragen, regnet auf ihn nieder, er schöpft den Trunk aus der Quelle, er ersteigt den Baum nach den Feigen, die sind noch herb, und er harrt unter dem belaubten Dach, daß die Sonne sie soll reifen.

Dies Lebensbild schrieb ich auf und sagte der Großmama, so sehe es aus in mir; die weite Welt wollte ich durchlaufen, und bleib liegen unterm Feigenbaum, und warte, daß die Feige mir in den Schoß falle, und vergesse aller Zukunftsgedanken. Der Großmama gefiel dies alles, sie sprach von poetischen Gesichten und Geistergegenden, und die Seele könne oft in ganz andern Klimaten gedeihen als der Leib. — Und, sagte sie, wenn man reiset, kommt man in Gegenden, in denen die Seele zu Haus ist, da kommt man mit ihr zusammen, und lernt erst ihre Persönlichkeit verstehen.

Es ist wahr, Clemens, in mir ist ein Tummelplatz von Gesichten, alle Natur weit ausgebreitet, die überschwenglich blüht in vollen Pulsschlägen, und das Morgenrot scheint mir in die Seele und beleuchtet alles. Wenn ich die Augen zudrücke mit beiden Daumen und stütze den Kopf auf, recht fest, dann

zieht diese große Naturwelt an mir vorüber, was mich ganz trunken macht. Der Himmel dreht sich langsam mit Sternbildern bedeckt, die vorüberziehen; und Blumenbäume, die den Teppich der Luft mit Farbenstrahlen durchschießen. Gibt es wohl ein Land, wo dies alles wirklich ist? und seh ich da hinüber in andre Weltgegenden? — besinn Dich doch darauf. Ich kann Dir doch heut nicht mehr schreiben, ich bin zu schläfrig, die Großmama hat mir den ganzen Abend indische Pflanzen gezeigt; und Kolibris so klein und fein; wie Schönheitspfeile gucken sie mit ihrem spitzen Schnäbelchen aus den Blüten.

Deinem Freund Ritter hab ich eine Sammetmütze gemacht, wie ich selbst eine aus Übermut trage, aber ohne den Lorbeerkranz, den ich darum gewunden, den er aber immer aus Übermut tragen kann, weil dieser mir scheint der Flußgott zu sein, der die Urne seines Geistesstromes ergießt.

Deine Bettine

Liebe Bettine

Ich habe Deinen lieben, lieblichen Brief vor zwei Minuten erhalten; ich hab ihn noch nicht in mich selbst verwandelt, das Herz bebt noch. Ritter wird sich freuen, Ritter, dieser große Ritter, zu dem Goethe sagte: gegen ihn sind wir alle Knappen! — Lieb Mädchen, er wird Dir danken, daß Du ihn

nie wieder vergißt. In seinem letzten Brief schrieb er, er lasse schon ein weiß seiden Felleisen machen, die Dankbriefe an Dich zu schicken. Leb wohl, Engel, bald bin ich bei Dir im Himmel.

Dein Clemens

An Clemens

Ich habe geglaubt, Du würdest kommen, so sind nun schon vierzehn Tage herum, wo ich jeden Tag Dir entgegensehe und deswegen auch nicht schrieb, und noch wegen etwas anderem. Weil ich manchmal zu sehr ergriffen bin, wenn ich an Dich denke, und versäume oder vergesse vielmehr darüber an Dich zu schreiben, was ich denke. Ich will Dir nun erzählen, wie mir ist und wie ich bin, damit Du keine Sorge um mich haben sollst. Ein Tag wie der andere, frohsinnig, lustig, ja manchmal fast ausgelassen, und dennoch sind ich innerlich recht viel ernste Fragen. Die erste Frage bist Du. Der Clemens, sagt mir eine innere Stimme, hat viele Fäden ins Weltgewebe eingesponnen, alle sind sie Geist und Feingefühl, aus Schönheit und Güte hergeleitet, und man kann die edle und erhabne Natur von ihm daran beweisen, aber doch führen sie alle wieder zu Mißkenntnis und Undank, und auch nicht dahin, wo der Clemens meint, und dem er doch so viele Glückseligkeit der Gegenwart opfert. — Und dann

denk ich gar, Du wirst durch Aufopferung Dich wohl um allen Vorteil dessen bringen, was die Menschen als Glück erringen möchten. Wie komme ich dazu? — Ach verzeih mirs, ich habe ein Buch von Dir gelesen. — Bei der Großmama lag es — und ich hörte, daß sie darüber sprach — sie wollte aber gar nicht, daß ich es wissen solle, sie legte es auch sorgfältig unter andre Bücher. Wie ich aber allein in ihrem Arbeitszimmer war, denn ich schlafe da, damit eins von uns in der Nähe von der Großmama nachts ist. — Es ließ mich nicht schlafen, ich dachte immer, es sei wohl besser, nicht nach dem Buch zu suchen, aber ich habs doch gelesen. Du hattest mir nie davon gesagt, und ists denn wahr, daß es von Dir ist? — und so vieles, was mich ganz verwirrt! — Große und kleine, törichte und vernünftige Begebenheiten scheinen mir darin verflochten, und dann scheint es mir so sonderbar geschwärmt, und Höhen und Tiefen, die meinem Geist wie ein Rätsel daliegen. Marias Satire heißt dies Buch — ist das vielleicht, wie die Schuld und die Unschuld eine verkehrte Rolle spielen in der Welt, oder ist es scharfes und schonungsloses Beobachten und Behandlen der Verhältnisse und Menschen? — Was frag ich doch, es geht mich ja gar nichts an, und wir zwei sind ja bis jetzt immer in — der Liebe und dem Geist — sehr begreiflichen Lagen miteinander gewesen, wo Du recht wie Maitau, von dem man wächst und gedeiht, auf mich gewirkt hast. — Nun aber

ist mirs, als wärst Du verzaubert, und legtest die Haut der klugen Schlange dann ab, wenn Du bei mir bist. — Und da kommen mir Gedanken über Dein Glück, die mich verwirren. Ach ich hoffe, daß Du es nicht der Mühe wert halten wirst, auf meine mir selbst unverständige Gedanken und Gefühle zu achten. Ich will lieber von mir sagen: Ich hab jetzt viel zu tun, noch außer den Büchern von Dir lese ich auch noch viel vor, französisch-politische Sachen. Ich bin aber jetzt sehr zerstreut und kann gar solchen Anteil nicht mehr dran nehmen; obschon es mich immer dahin bringt, daß ich an die Zukunft denken muß, wie an einen großen freien Plan, auf dem die Welt ganz unabhängig von Meinungen und Willensstreit sollte neu geboren werden, und sollte sich abwaschen von den Zeitumständen und von Leidenschaften und Begierden und alten Satzungen und sollte die besten nützlichsten Kräfte und die erhabensten Empfindungen entwicklen. Denn bis jetzt scheint mir, als sei das noch nicht so gekommen! — Und soll ich denn fortfahren, Dir alles zu sagen? Wenn es auch nur kindisch herauskommt und ganz unerfahren? — Ach, was nützt Erfahrung? Sie verführt nur dazu, daß die Leute mit Eigensinn an dem einmal Festgestellten hängen und durchaus sich nicht zugestehen, daß die Vernunft das Bessere oder das Wahre erfinde. Zu was nützt es denn, einen forschenden Geist zu haben, wenn es nicht wäre, um die Mittel zu einer neuen Schöpfung zu finden, worin dieser Geist als in einer

Ordnung, die von ihm ausgeht, die zugleich ihn trägt und ernährt, das Göttliche schafft. — So groß und einfach, wie ich mir das alles denke! Wie könnte ich je glauben, daß ich selbstgedachte Ideen über Welt und Menschenwesen würde können geltend machen? — Und doch muß ich mich dem hingeben, als sei es der Fußpfad, der durch unbewanderte Gegenden mich leitet, vielleicht über gefahrvolle Klippen, die aber in mir Kräfte bilden, mit welchen ich vielleicht manches erwerben könnte, wovor andre zurückschrecken und erbleichen, ich aber nicht. — Wenn ich manchmal stillstehe und mich nach andren Menschen umsehe, so fühle ich, wie ich mit ihnen nicht zusammenstimme, wenn ihre Herzen von außen her erschüttert und berührt werden, dann zeigen sich Tugenden; das ist ja aber der Zufall, der hier wirkt, was ist das aber, eine Tugend des Zufalls? — Ich möchte Dir alles vertrauen, was mir im Herzen liegt, aber es liegt so viel drin, was ich selbst nicht erkenne. Ich möchte beinahe sagen, alle Tugend sei mir zuwider! — ja! — ich glaube dies, daß der Mensch ganz das Echte sein soll, und nicht das Unechte. Tugend ist ja aber, was von dem Unechten sich gestaltet, als eine Seeleneigenschaft, die wir in ihrer Übung Tugend nennen. Wenn aber die Echtheit der große Ozean wär, der zwar alle Strömungen in sich aufnimmt, nie aber überwallet, sondern alles umfasset? — können wir dann sagen, der Ozean ist tugendreich (flüssereich)? — oder nur: der Ozean

ist er selber! — Sein und Werden ist zweierlei, das sag ich mir auch, und Werden ist für das wirkliche Leben, Kraft fühlen und diese anwenden, und nicht bloß sich zum Helden träumen. Und dies ist, was mich oft vor mir erschreckt, daß ich im Lande der Phantasie mir eine große Rolle auserwählt habe, die ich zwar ohne Gefahr spiele, die aber nicht die Wirklichkeit berührt. — Wie mache ichs, daß ich aus dieser Verbannung des Wirklichen erlöst werde? Dann wär ich nicht mehr traurig, wenn es mir deutlich würde, was ich will, kann und soll! Dann würde ich mich mit den Plänen meiner eigenen Gedanken beschäftigen; die Welt wäre mein, ich brauchte nichts von andern, und meine Liebe würde gar nicht ein sehnendes Verlangen, sondern eine wirkende Macht sein. Clemens, ich bin dumm, daß ich solche Gewaltsgedanken habe, und sage mir oft: „das ist Dichtung, du willst aber nicht bloß aus feuriger Einbildungskraft dich selbst erdenken, wie du sein möchtest, sondern du willst selbst sein". — Prüfungen und Gefahren bestehen, die aus der Tätigkeit hervorgehen, das ist Tugend üben, daraus geht das wirkliche Sein erst hervor. Tugend ist also das Werden, das Sein aber ist Allmacht. — Clemens! Welche Sehnsucht habe ich zu diesem Sein! — Aus sich selbst handeln, fühlen, daß man das Schicksal beherrsche, weil alle Keime zu allem, was mir widerfahren kann, durch mein Tun lebendig werden und zum Blühen kommen und zu Früchten werden muß.

— Mit andern Worten, vermöge meines Charakters und meiner Kraft handeln, und was ich überschaue, auch bemeistern in meinem Innern; das scheint mir der Herd des Lebens, oder der Altar, auf dem die Opferflamme alles Irdische verzehrt, dem innern Gott zu Ehren, und ich will dies immerhin Religion nennen, obschon dies ganz und gar das innerste, tiefste Wurzellager ist des Geistes, während Religion doch eine über uns selbst erhabne Einwirkung auf uns übt.

O Sonne, schein hernieder und helle mir den Sinn auf, und daß ich nicht schüchtern vor dem Schatten fliehe, und daß die Zukunft nicht einst, wie ein schwerer Hammerschlag, auf meine Vergangenheit falle und sie als nichtig zusammenschmettere! — Clemens, da siehst Du, wie das in mir ist, was andre Menschen mit Gebet ersetzen, ich auch rufe an ein himmlisches, aber kein mit Tugenden (die ich in mir nicht umfasse) ausgeschmücktes Phantom! — Ich rufe an, alles was meine Tätigkeit reizt, ich sage mir, du willst alles, was aus der Natur des Menschen entspringt, mutig ertragen, du willst mit rechter Erkenntnis dich von der Erkünstlung und der Verstimmung des menschlichen Geistes ablösen und diese überwinden. Und dann sag ich mir: Wer ist Gott? — Gott ist die Zukunft! Wen diese nicht göttlich an sich reißt, daß er sich von den Ketten befreie aller Vergangenheit, und in der Zukunft ganz aufgehe, den führts nicht zu Gott. Ich weiß und fühle,

daß ich recht habe! — Denn dies allein löst alle Ungleichheiten des Glückes auf. Weltbegebenheiten, die gefährlich aussehen, für die Ruhe und die Gegenwart, die wallen da als reiner geistiger Strom zwischen politischen Ufern, die von schwarzen, stupiden Geistern bevölkert sind, dem Göttlichen zu; das heißt: dem die Freiheit zeugenden Gott. Politik aber ist ein aus sehr beschränktem Interesse hervorgehendes, sehr stupides Handlen, und führt nicht zu Gott, nicht in die Zukunft, sondern es fesselt die Sinne an eine schon im Werden vergehende Gewalt.

So träume ich, so denke ich, wenn ich manchmal in der Nacht aufwache, und der Mond scheint ins Zimmer, wenn das immerwährende Treiben in den Wolken die Frage an mein Geheimnis richtet: was wird wohl aus meinem Leben werden? — Viel soll daraus werden, geb ich den Wolken zur Antwort, aller Kampf und Widerwärtigkeit in der dunklen Flut der Seele rinnt in der Schöpfungskraft der Zukunft entgegen. Vieles übt das Mondlicht in mir, wie ein dichterisches Genie sieht es und denkt für mich und übt Talente in meiner Phantasie, und erhebt mich so hoch über mein Sein, daß ich gleichsam das Bewußtsein davon verliere und in dem Spiel mich selbst gar nicht mehr herausfinden kann. Ach, welche schöne Träume, — ach, wenn ich denen nachkommen könnte! Aber wenn der Mond untergegangen ist, und der Schlaf hat mich überfallen, dann beim Erwachen ist keine Spur mehr von diesem Zauber

in meinem Geist. Die Veilchen, die kleine Goldstickerin, von der ich Dir im vorigen Jahr schon manchmal sprach, die hat mir von manchen jüdischen Religionsgebräuchen erzählt; wenn der Jude den Neumond erblickt, dann sammlet er seinen Geist, als wolle er seiner Zauberkraft sich unterwerfen. — Und der Jude klagt ihm und betet, daß ihn der Haß gegen die Feinde nicht verblende, und daß die Verachtung dieser ihn nicht niederdrücke; und er stellt sich vor dem Richterstuhl des Mondes, und auf seinen Heimwegen aus Fremde, da öffnet er sein Gewand dem Neulicht, daß es seine Brust bescheine. Möchte es auch nichts als bloß Gebrauch sein, so deutet es doch darauf, daß er will zu einer höheren Sphäre emporgehoben sein durch den Neumond, er verlangt von der Gewalt der Natur, daß sie ihn erhebe. Wie schön ist dies, und wieviel wahrer, als wenn ich ein Register mache meiner Sünden und mir diese schlimme Rechnung auszulöschen erbitte von Gott! — Clemens, ich habe mir dies aus der jüdischen Religion angenommen, oder es ist vielmehr in mich wie ein Blitz hereingefahren, daß ich zu dem Mond eine Ehrfurcht hege und ein Vertrauen, und ich könnte Dir noch viel mehr sagen, aber auch von den Türken habe ich gelernt das Abwaschen; wenn ich abends meine Hände wasche, so dient mir das statt Abendgebet; es macht mich unendlich heiter beim Schlafengehen; — als liege ich in der Wiege einer schöneren Welt, und als werde

ich aus dieser Wiege herausfliegen und — jetzt schweig ich, Clemente, denn Du sollst Dich nicht verwundern über den Trieb solcher Eigenheiten, es ist ja auch nichts Tiefes, es ist nur ein leises Berühren mit der Natur. Und was mögen wohl andere für Gesichte und innerliche Seltsamkeiten haben! — Da fallt mir die de Gachet ein, sie war am Rhein, wo sie sich ein kleines Gut gekauft hat, manchmal möchte ich bei ihr sein, und ich glaube auch und fühle, daß sie vortrefflich ist wie Du und Deine Freunde, aber oft zweifle ich noch an ihr, wenn ich höre, wie sie bei jeder Gelegenheit von dem spricht — was ihr heilig sei, sagt sie; und ich hab darüber eine Unterhaltung mit ihr gehabt, sie wohnt auf vierzehn Tage in Oberath, wo sie jetzt unwohl ist, aber sie wird bald wieder an den Rhein gehen, sie frug mich, ob ich nicht mit Dir auch bloß von dem spreche, was mir heilig sei? — Ich lachte sie aus. — Das machte sie böse, sie suchte mich zu überführen, daß ich ganz kindisch sei und noch nichts vom Leben begriffen habe, denn ich habe noch nicht vom Baum der Erkenntnis gegessen. — Ich sagte, der trage Äpfel, und ich mache mir nichts aus Äpfeln; wenn ich nun noch dazu gewarnt sei, daß die Äpfel von diesem Baum eine so wunderliche, unangenehme Erkenntnis des Bösen einem beibringe, das dann überall einem in den Weg trete, um einem das Vergnügen am Leben zu verderben, so wolle ich lieber nie Äpfel essen und lauter Kartoffeln, die nicht schäd-

lich sind. — Sie sah mich so gemischt an — sie sagte lieber gar nichts mehr. — Ich guckte zum Fenster hinaus nach den kleinen Pflänzchen, die eben begossen wurden, und nach dem Feld, wo der Landmann den Acker furchte, sie wohnt bei diesem Mann, um das Pflügen zu lernen, denn sie will im Rheingau ihr Feld selbst bestellen, und sie ging hinaus, um eine Lektion von Hot und Haar zu nehmen, den Pflug ordentlich wenden zu lernen, sie begleitete mich noch, nachdem der Pflug ausgespannt war, durch die Hecken hinter der Gerbermühle weg; sie fragte, ob das nicht was Heiliges sei, die Erde zu bestellen. — Das kann wohl sein, aber daß man gegenseitig sich ergieße über seine Heiligkeit, das kommt mir fremd vor. — Ja, sagte sie, fremd kommt einem das Heilige vor, aber das Unheilige befremdet nicht, das wie ein unheimlicher Strom aller Unterhaltung das ganze Leben mit sich reißt und überall seinen Schlamm zurückläßt. Wer kann noch darauf rechnen, daß der Boden des Geistes wieder gereinigt werde von bösen Dünsten. Die Welt, die so schön könnte sein, wird untergehen, weil das Heilige vertauscht wird mit dem Scheinheiligen. Es wird eine große Verwirrung werden im Geist der Menschen, und die das Große zu tun berufen sind, die werden das Kleine tun, so geht es mit der Revolution; der Strom des Unheiligen darin ist zu stark, und die ihm widerstehen, die werden darin untergehen. Das Große zu bewirken, kann man immer nur die heiligsten Mittel

ergreifen, wo aber zum edelsten Zweck ein unheilig Mittel dient, da ist er verloren und erzeugt nur Übel, sagte sie. Sie war so schön vom Feuer ihrer Rede und von der Morgenluft. Du hättest sie lieben müssen, ich auch liebte sie, und sie sprach weiter: Wer das Große tut aus reinem Genie, nämlich ohne sündhafte Vermittlung der eignen Schwäche, die ja doch das Große nicht zu fassen vermag, der kann nicht untergehen. Umstände, Zufälle, Geschicke reichen diesem aus. — Seine Größe muß alles decken, erzeugen, zaubern. War unser König wirklicher König, der nur seine Kraft sammelte durch das Genie, das immer heilig ist. — Wer konnte ihm widerstehen! Nicht die Nation! — Geist ist alles, er ist die Macht des Heiligen — er fühlt sich, und dies Gefühl eben macht ihn zum Herrscher. Die Zuflucht aber zu fremden Mitteln ist unheilig, und sei der Zweck auch noch so edel und groß, er wird nie verehrt, er wird unter den eignen Trümmern begraben. — Und die Welt sieht das alles mit Staunen an und gewöhnt sich zuletzt an die umgestürzten Trümmer und baut ihr herabgewürdigtes Leben darauf fort. — Wie die Frau das alles sagte, so fühlte ich mich so sehr beklommen vor ihr, und wie ich sah, daß sie keine Tränen wollte fließen lassen, ging ich zurück hinter einen Baum und sah mich nicht mehr um nach ihr; sie stand bald auf von dem Stein, wo sie gesessen hatte, sie sagte noch zum Abschied, ich solle immer bedenken, daß jeder Mensch das Recht habe, der

Größte zu werden, und daß darin die ganze Erziehung der Seele begründet sei, — und daß dazu nicht die äußere Größe und Anerkenntnis gehören, aber die Geschicke, die seien der Tempel aller Größe, und ihr eignes Geschick beweise es, daß sie diesen Gedanken immer vor Augen gehabt, sie wolle groß werden in ihrem Schicksal. Cette pensée est mon Pilote, sagte sie, et il me menera par tous les Mondes et Cieux! — Ich vergaß Abschied zu nehmen, ich sprang zwischen den Hecken fort. Wie ich mich nach ihr umsah, stand sie noch da, ich winkte ihr mit dem Sacktuch, sie nickte mir und ging weg, und jetzt legte ich mich an die Erde und ließ mein Herz ausklopfen.

Ich war gestern in Frankfurt, es war ein Herr Burckhard da, der uns viele schöne Bilder und Handzeichnungen zeigte, es waren meistens italienische Gegenden. Ich möchte nach Italien, ich möchte so gern reisen, die Sehnsucht ist gar zu groß; ich beschwichtige sie damit, daß ich mir einbilde, Dich bald zu sehen, diese Freude ist doch noch größer; ich will mittlerweile recht fleißig lernen. O Generalbaß! — Werden wir uns je einander bezwingen? — O Zeichenkunst, werde ich je weiterkommen. Die Toni bekümmert sich recht viel um mich. —

Ich habe mir ein kleines Kabinettchen eingerichtet, in dem ich studiere, links steht das Klavier, was die eine Wand des Kabinettchens ausmacht, rechts ist

das Fenster, aus dem hör ich abends noch den Klavier-Hoffmann gegenüber oft bis Mitternacht phantasieren, und vor mir ist der Tisch, und dazwischen noch ein kleiner Ausgang. Auf dem Tisch liegt Homer und viele andere Bücher, und dann mein Schreibkästchen mit allen Deinen lieben Briefen. Im Homer lese ich oft, könnte ich Dir nur darstellen, was ich da für Erfahrungen mache — welche Rückerinnerungen einer früheren Welt in mir aufgehen. Diese Götter kenne ich, mein Clemens; die auf goldnen Sandalen die Wolken beschreiten. Sie machen ungeheuere Schritte und gleiten weit dahin, wie auf Schlittschuhen, ehe sie ein Bein vors andre setzen, und wenn sie sich wenden, so prallen die Wolken vor ihnen zurück und versenken sich zwischen Geklüft, und wenn sie dann vorübergeschossen sind in ihrer Ruhe wie der Blitz, dann bricht ihr Zorn in Gewittern los. — Sieh, da im Fenster steht noch eine Hyazinthe, die ich selbst früh aufzog, sie neigt sich zu mir, als wollte sie sehen, was ich schreibe. Ich bin heute so vergnügt und freue mich so auf alles. Jetzt werde ich ein wenig in den Garten springen und einen Grasplatz in meinem Gärtchen zurechtmachen, wenn Du wiederkommst, daß wir uns zusammen daraufsetzen. Ich will ihn so groß machen, daß man sich recht bequem drauflegen kann und träumen.

Lieb mich. — Bettine

Eben lese ich diesen langen Brief durch. — Ach, wie verwirrt sind doch meine Gedanken auf dem ersten Blatt! Versteh ich denn, was ich hab gesagt? — Wenn Du es vermagst, einen Sinn herauszudenken, das könnte mich noch bei mir rechtfertigen, denn gestern glaubte ich sehr deutlich, mich selbst zu verstehen. Ich hab auch so albern über Dein Satirenbuch geschrieben, wie ein altes Mütterchen. Und dann von der Revolution zu reden, haben meine Gedanken auch so ungebärdig sich angestellt. Wie klar und hell ist dagegen, was ich Dir von der de Gachet wiedergesagt habe, und doch hat sie's selbst noch einfacher und ganz mächtig ausgesprochen. — Und doch habe ich manchmal mich unterfangen, sie zu tadlen, oder Argwohn zu hegen gegen sie — die doch so viel größer und wahrer ist als alle andre Menschen. Gelt, Clemens, solche Naturen wie die Gachet sind keiner Kritik unterworfen, denn sie sind weit erhaben über die Gedanken, die wie ein ungeweihter Rauch aufsteigen aus Vorurteilen, die Gott nicht wohlgefällig sind.

Hat mir denn der Ritter nicht danken lassen für meine Sammetmütze? — und hat er sich nicht über den antiken Lorbeerkranz gefreut? — Das hör ich so gern, wenn die Leute sich bedanken. —

Wunderschöne Musik ist das meinen Ohren.

Noch eine vergnügliche Stunde muß ich vor Abgang des Briefes Dir melden. Heute morgen, als ich den Brief schon zugemacht hatte und wollte ihn eben

dem Juden Hirsch in seinen Schnappsack werfen, in der Meinung, er sei es, der an der Türe klingelt, so war es der freundliche Pfarrer Sch . . . z, der die Großmutter und auch mich besuchen wollte, so sagte er mir wenigstens, ich habs geglaubt, obschon es mir was Neues war, daß mich jemand besuchen wollte, und nun noch dazu aus der Ferne, will ein so gelehrter Mann bis nach Offenbach gekommen sein, um mir weiszumachen, daß er vorzüglich gekommen sei, mich zu sehen! So ein Pfarrer kann lügen! — Er hat mich geküßt auf die linke Wange und hat mich versichert, es sei wahr. — Und Du habest ihm schon lange meine Bekanntschaft machen lassen, durch Deine Gespräche über mich! — Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. — Clemente, der Pfarrer ist ein guter Kerl, aber er ist, glaub ich gewiß, ein Aufschneider. — Er kann wohl nichts dafür, er muß ja Sonntags immer himmeln. — Und er hielt mir auch eine allerliebste Zauberrede, die etwas Nachwehen von Kirchenduft hatte. Nein, Clemente, die Rede war wirklich schön; — ach, er war ja gar zu gut, der Mann, wie kann ich doch dumm von ihm reden; er hat mich später auch auf die rechte Wange geküßt, und hat mir gesagt, wie schön und edel — ich weiß es gar nicht mehr, was er gesagt hat, denn ich war zerstreut, denn ich mußte an einen alten Töpfer denken, der gleicht ihm; von dem Töpfer will ich Dir was erzählen, was sehr Hübsches, ich hab seine Bekanntschaft auf dem letzten Weihnachts-

markt gemacht, er hatte einen ganzen Korb voll Tiere gebacken und bunt glasiert, die bot er zum Verkauf fürs Kindervolk, das seinen Korb umringte und mehr danach verlangte, als nach allen andern Spielsachen. — Es war auch nicht von ohne. Zum Beispiel einen Schlitten hat er gemacht, der einen Schwan vorstellt, weiß glasiert, mit schwarzem Schnabel, ein Mohr steht hinten drauf, schwarzbraun glasiert, mit einem grünen Kittel. Dieses Kunstwerk besitze ich selbst, es steht in meiner Kunstkammer, das heißt unter meinem Bett. — Dem Töpfer hatte ich damals seinen ganzen Tonkunstvorrat abgekauft für die Kinder, jedes ging mit einem Lamm, oder Fuchs, oder Wolf, Bär, Löwe usw. ab, ich behielt das Hauptstück, den Schlitten; er wollte nun eiligst wieder Neues anfertigen, und ich wollte gern mit ansehen, wie er damit fertig werde. Und, liebster Clemente, ich hab drei Abende bei dem Mann zugebracht, Frau und Kinder saßen bei der Lampe und machten Tiere, die Gott nachträglich noch schaffen muß, wenn er gerecht sein will, oder seine Unendlichkeit bleibt unerwiesen, denn was die Phantasie der Töpferskinder erfunden hat, ist noch nicht im Naturreich geschaffen; dem Vater war aber alles recht, er gab diesen Geschöpfen einen Schneller und einen Drucker und setzte sie auf Postamente, sie wurden angemalt, von einem Kittel mit einem breiten Schlapphut als Kopf, er saß in der Ecke beim Feuer am Herd und warf einen

mächtigen Schatten. Wie ich nun sah, daß alles so fix ging, daß keiner zagte, seine Kunstwerke zu fördern, wie keiner eine Kritik übte, wie alles recht war, was da entstand, da schämte ich mich meiner Schüchternheit. Ich saß nun auch am Tisch und machte Tonkünste, ins Tierreich wollte ich mich nicht wagen, ich machte einen Baum, auf seinen Zweigen sitzen Vögel, so recht antik, mit wenig Blättern, kannst Du denken. — Kaum fing er an zu werden, so hatte der Schlapphut eine Schlange drumgeringelt, und der Töpfer Adam und Eva druntergestellt. — —

An Bettine

Wer kann auf Deine Briefe antworten, mein Kind, da es so kalt ist hier und so einsam, wenn Dein liebes Bild nicht neben mir stände, und alle Deine Liebe ruhig empfing, ich armer Bewußtloser, von mir selber und von Menschen Verlaßner, wäre erschrocken über die vielen Herrlichkeiten, die Du um mich hervorzauberst; eine Welt ist mit Deinen Blättern eingedrungen, und doch, ich bins nicht würdig, denn was kann ich Dir wiedergeben? — Etwas hat mich geärgert, aber es tut nichts, auch habe ich mit dem Fuß gestampft, das ist, weil Dich Sch . . . z geküßt hat, der ein guter, freundlicher Mann, aber etwas sentimental und stark wie die Großmutter

ist, leid das nicht wieder; — und was mich angeht, macht er mir schreckliche Langeweile, er liebäugelt mit dem Universum, das noch nie an ihn gedacht hat, und meint immer, es meine ihn, wenn es ihn gar nicht meint. — Soviel über diesen Freund, der über mich mit Dir spricht, und mir sehr gern über Dich sprechen würde, daran zweifle ich keineswegs, allein da hat er seine Mühe verloren, wenn er einen ganzen Milchkübel von Sentimenten aus mir melken will, — und bin ich nicht ungerecht, wenn ich des Teufels über ihn werde, da ich doch grade so mit Savigny stehe, von dem ich wieder nichts losbringen kann. Darüber nur folgende Worte: Ich gehe nun schon lange mit Savigny um und ringe vergebens gegen seine Verschlossenheit, die mir zwar nichts verbirgt, weil ich durch lange Übung eine Sprache an ihm erfunden habe, die er nicht spricht, sondern die sich selbst spricht. Ich empfinde diese Verschlossenheit jetzt mehr als sonst, weil ich fauler geworden bin zu buchstabieren. Seine Äußerung über meine Bitte hierum war die, daß ich alles um mich herum eher verschließen als eröffnen könne; dies befremdete mich nicht, weil mir es schon mehrmals geäußert wurde. Da ich nun keinen einzigen Menschen sehe als ihn, und unser gegenseitiges Verstummen etwas Peinliches hat, so lang es mit dem Lusten zum Sprechen kämpft, so will ich diesen Lusten, der von ihm in gleichem Maße erwidert werden dürfte, nach und nach aufheben. — Ich habe nun nichts

mehr in der Welt, wovon ich gern rede als von Dir, und habe weiter auch niemand, mit dem ichs könnte. Savigny verstummt dann ganz, wenn ich von Dir rede, ist es eingeborne Antipathie gegen Dich oder gegen meine Art zu sprechen. — Wenn Dichs interessiert, so lege Dirs selber aus.
Ach, ich sehe immer nach Deinem Bilde hin, und bin unendlich einsam, da hab ich gestern zwei Lieder geschrieben für Dich.

Wie sich auch die Zeit will wenden, enden
Will sich nimmer doch die Ferne,
Freude mag der Mai mir spenden, senden
Möcht Dir alles gerne, weil ich Freude nur erlerne,
Wenn Du mit gefaltnen Händen
Freudig hebst der Augen Sterne.

Alle Blumen mich nicht grüßen, süßen
Gruß nehm ich von Deinem Munde.
Was nicht blühet Dir zu Füßen, büßen
Muß es bald zur Stunde, eher ich auch nicht gesunde,
Bis Du mir mit frohen Küssen
Bringest meines Frühlings Kunde.

Wenn die Abendlüfte wehen, sehen
Mich die lieben Vöglein kleine
Traurig an der Linde stehen, spähen
Wen ich wohl so ernstlich meine, daß ich helle Tränen weine,
Wollen auch nicht schlafen gehen,
Denn sonst wär ich ganz alleine.

Vöglein, euch mags nicht gelingen, klingen
Darf es nur von ihrem Sange,

Wie des Maies Wonneschlingen, singen
Alles ein in neuem Zwange; aber daß ich Dein verlangen
Und Du mein, mußt Du auch singen,
Ach, das ist schon ewig lange.

Am Berge hoch in Lüften,
Da baute er sein Haus;
Am Tore liegt Gewitter,
Nun kann er nicht hinaus.
Die Wolken, sie wollen nicht ziehen,
Der Pfad ist steil und schwer,
O Lieber, Herzlieber in Lüften,
O wenn ich bei Dir wär!

Wohl bei Dir über Wolken,
Wohl bei Dir über Wind,
Wo fromme Vöglein schweben
In Himmelsluft so lind.
Meine Flüglein, die sind mir gebrochen
Und heilen auch nicht eh,
Bis ich zu der Herzliebsten
Durch Tür und Tor eingeh!

Daß ich so stolz in Lüften
Mein Haus gebauet hab,
Das muß mich gar betrüben,
Ich kann nicht mehr hinab;
Die Riegel sind alle verrostet,
Die Tore, sie gehen so schwer,
O Liebchen, Herzliebchen im Tale,
O wenn ich bei Dir wär!

Wohl bei Dir in dem Garten,
Wohl bei Dir in dem Wald,

Wo dichte Bäume stehen
Und Vogelsang erschallt.
Ich kann kein Kranz mehr flechten
Und singen auch nicht eh,
Bis ich zu Dir, Herzliebste,
Durch Flur und Wald eingeh.

Sie dringt wohl durch die Wolken,
Geht ein durch Tür und Tor,
Die Flüglein schnell ihr heilen
Und heben sie empor
Wohl über die Wolken und höher,
Zu Gott wohl in die Höh,
Trägt sie das treue Herze,
Ade, Herzlieber, Ade! —

Er dringt wohl durch die Wolke,
Geht ein durch Flur und Wald,
Ein Kranz wird ihm geflochten,
Ein Lied ihm auch erschallt,
Wohl unter dem Baum und wohl tiefer,
Wohl unter grünem Klee
Ruht nun sein stolzes Herze,
Ade, Herzliebste, Ade! —

Mach doch eine Melodie darauf.

Dein Clemens

Und nun schließe ich den Brief, als ob ich das Geringste Dir geantwortet hätte auf alle Liebkosungen Deines Geistes, die in Deinem Brief in so schöner Konsequenz einander folgen. Deucht mir doch, als habe Gott Berg und Tale und alle Schönheiten

der Natur in so lieblicher Verwirrung untereinandergeworfen, als Deine Weisheit ihr gleicht, und die Gachet hast Du so warm in Deine Begeistrung eingebettet, als sei sie Dein Gast, dem Du den Ehrenplatz einräumst.

Du machst mich dennoch reich, obschon Du mich auch marterst, denn ich verbringe viele Stunden einsamer Zeit mit Nachdenken über einzelnes. Deine letzte Erzählung vom Töpfer hat mich wieder auf alte Sprünge geführt, ob Dein Platz nicht auf eine Künstlerwerkstatt sich beschränken möge! — Und doch könnte mich Deine Zukunft anklagen, Dich beschränkt zu haben mit diesem Begriff. Das Wort ist das allumfassendste Element, das den reinsten Genuß gewährt, aber auch ist es das gewagteste, aber wer kühn ist, der muß ein Feld dazu haben; — Du bist zu allem zu lebendig, schreitest über alles hinaus; Lernjahre kann ich Dir gar nicht zudenken, reflektieren. — Ach, Kind, es ist was Trauriges, lies dies Blatt, was ich hier beilege und was ich an meinem mondhellen Schreibtisch schrieb, gestern, als ich Deinen Brief in der Dämmerung zum zweitenmal überlesen hatte und über Kunst und Deine Verwandtschaft zu ihr viel gedacht hatte.

Sobald wir Geschichte der Kunst sagen wollen, setzen wir eine einzige Kunst voraus, die aber nur Idee ist und als Kunst nie existiert hat, denn es liegt eine historische Unmöglichkeit in der Totalbildung aller Menschen, und sobald diese eine Kunst soll da-

gewesen sein, müßte diese Totalbildung dagewesen sein, und nach meiner Meinung ist nur nach dem Ende der Welt eine solche einzige Kunst dagewesen. Es gibt keine einzige Kunst, denn die Kunst kann nie gewußt werden, und nur die Künste waren da. — Diese einzige Kunst kann nie gedacht werden, denn so lange noch gedacht wird, ist die Kunst noch nicht bewiesen einzig, da das Denken in der Kunst aufgehoben sein und als Gedachtes erscheinen muß. Es gibt ein einziges Leben, denn alles Leben ist ein gelebtes, die Kunst aber ist ein ungelebtes Leben, und ist daher im Leben unmöglich. Das einzige Wissen ist das, dem eine einzige Kunst entgegengesetzt werden könnte; da aber diese totale Kunst das ganze Wissen aufheben würde, indem diese sogenannte einzige Kunst das ungewußte Wissen ist, so kann diese einzige Kunst nur im allgemeinen Tode liegen oder im allgemeinen Nichtwissen, wir wissen von keinem Wissen als durch unser Dasein, unser Dasein ist unsere Trennung von dem Äußeren durch die Sinne. Unsere Sinne sind der Gegensatz der Kunst oder der Künste, und je höher unsre Sinne gebildet sind, je mehr Künste sind da, denn jedem Grade des Wissens ist eine neue Kunst entgegengesetzt. Die Kunst ist also nimmer da als lebendig, sondern als tot. Denn bloßes vollendetes Dasein ist Tod, — Schönheit ist Tod, — jede angenommene Kunst als einzige Kunst kann also nur ein Verlornes sein, und daher alle Erhebung, alle Rührung

bei echten Kunstwerken nur religiös und nicht künstlerisch. Kunst ist daher Bedingung der Religion, wie Religion Unbedingung der Kunst; und Kunstwerk ist Bedingung dieser Bedingung in der Erscheinung. Wie Erscheinung Bedingung einer gewissen Konstruktion des Wissens ist, aber nie des totalen Wissens, denn dieses ist Nichtwissen, weil zum Wissen keine Gleichheit, sondern Sieg gehört. Es gibt also nur Künste, und Sterben ist nur der Sieg des Größeren zu wissenden Tod oder der allgemeinen Unsterblichkeit.

Freundschaft hat allein keine Gottheit, weil sie übersinnlich ist! — —

Hier fielen mir die Augen zu, grade im Augenblick, als ich Deinem Genius widersprechen wollte, der in einem Deiner früheren Briefe Dir diktierte, Freundschaft sei Brudermord.

Ach ich bin matt und müde und höchst traurig. — Der Geist Deines Briefes ist stark kompromittiert durch den meinen, daß er Dir nicht besser zu entgegnen weiß. Adieu, lieb mich und verzeih mir alle Schwächen, die ich heute so stark in mir fühle. Ich habe heute Morgen den Savigny persuadieren wollen, Dein Bild anzusehen und es schön zu finden, ich machte einen Versuch, ihn zum Sprechen zu bewegen, allein er sagt partout nicht. —

Der Savigny kann wohl ruhig Dir zusehen, wie Du schwärmst für ein Bildchen, das zwar nur bemalt auf ein kleines Brettchen, doch Deine Schwester Dir lieblicher ins Gedächtnis ruft, als sie wirklich ist. — Der Savigny sieht still dem zu, wie Du und andre ausgreifen nach Glück, und tausend Mißverständnissen dadurch begegnen; seine Glückseligkeitslehre geht ungestört über dem Gewirr Eurer phantastischen Neigungen weg, er sieht Eure Freuden und Leiden wie Tag und Nacht wechseln, denn wie könnte er Anteil nehmen an dem neugefundnen Glück, das Ihr jeden Augenblick aus dem großen Ozean der Zufälligkeiten herausfischet, und gleichgültig wieder in diesen Ozean hineinfallen lasset, was Euch im ersten Augenblick geblendet hat. Ihm aber wächst im heimlichen Grund eine Blume, die nicht verblüht, Du nennst sie seine Studiermaschine, ich nenne sie seine Muse. Was er hört und sieht, das entgleitet seinen Sinnen wieder, sobald es nicht Bezug auf sie hat. Und das ist natürlich, was Dir unnatürlich deucht. Und wo er fühlt, mag er nur sich selber in diesem Wirken fühlen, seine Muse führt ihn mit freundlichem Anstand die Berge hinan, die andre unersteiglich finden, und bereitet ihm die Ordnung, die er notwendig fordert, wenn er sich einheimisch bei ihr fühlen soll, es muß ihr doch was an ihm liegen, sonst pflegte sie ihn nicht mit dieser

Sorgfalt. Drum soll Dich auch sein Stillschweigen nicht verdrießen, denn Du und ich sind außer aller Ordnung. — Das nennt er nun verschließen, — daß seine Ordnung mit Deiner Außerordnung die Grenzscheide zieht. — Du bist ungerecht, ihm das zu verargen, aber Dir ists zu verargen, daß es Dich ungeduldig macht; ich bitte Dich, was fragst Du danach, oder wie ists möglich, daß Du nachträglich noch melancholisch darum sein kannst. — Welche Freude hab ich, wenn er mir schreibt, auch nur wenig Worte, seine Briefe sind mir Heiligtümer, aber welche Freude hab ich, auch wenn er nicht schreibt, an dem reinen Himmelsblau, das die schwarzen Schwalben durchjauchzen, heute zum erstenmal; die alte Kordel freut sich, und liest aus ihrer frühen Ankunft einen warmen Sommer, ihre neunzig Jahre sonnen sich gern. Wie schön ists an ihr, daß sie an allem sich freut. Ja, es gibt viele Lesearten von dem, was die Seele begehrt. — Und alles tönt in die Wahrheit, die in Dir selber erklingt, und dazu kann Savigny immer schweigen. Was er Dir wörtlich sagen könnte, das ist nur Nebensache gegen diesen Hauptinhalt des Schweigens oder Nichtsagens, worüber Du klagst, dessen doch sein inneres Leben bedarf.

Ich bin nicht neugierig, was innerhalb seiner Geistesburg vorgeht; so wenig, als auf das, was innerhalb von Klostermauern vorgeht. Wer einmal weiß, alles geht innerhalb der vier Wände der Ordnung,

wie kann der noch Kunde davon haben wollen, und sich kränken, wenn keine erschallt.

Weißt Du, es ist heute der 7. Mai, geh in den Wald, lausch der Nachtigall, die drauflosschmettert, trotz dem „schweigenden Haine", sie durchschallet das Revier allein, und allein hört sie begeistert sich zu. Schweigt, ihr Nachbarn, denn sie antwortet eben ihr volles Leben dem Frühling, der hat sie darum gefragt. Mit Savigny und Dir ist solch Frag- und Antwortspiel nicht, wie der Frühling und die Nachtigall haben. — Was willst Du nun noch? — Du bist im Unrecht, und er ist im Recht in seiner Stummheit. — Du aber, Clemens, darfst nicht verstummen, Du lockst wie ein Vogelsteller die zärtlichen Waldsänger; o wer hat nicht Lust, ein Vögelchen in der Nähe zu sehen, zu haschen und zu liebkosen, und dann wieder fliegen lassen. Du lockst mir sie herbei, die das Naturleben so glücklich, so ganz ergötzlich bevölkern. —

Die Briefe Deines Ritter! — er singt ja zu mir! — und Du hast mirs ganz verschwiegen? — und jetzt bitte ich, schick ihm die beiliegenden Zeilen. —

Clemens! — Ich weiß, daß eine ganz eigne Polizei existiert, womit man die jungen Mädchen verfolgt. — Und das nennt man in der Ordnung. Und aber Ordnung umfaßt nicht das Außerordentliche, das sich reimt mit dem Göttlichen. Ordnung ist hölzern, sie kann sich nicht reimen! — Aber Göttlich und Außerordentlich reimt sich. Die Purpurröten! sie wogen,

sie durchleuchten und färben reizend die strömenden Lüfte, lasse sie das freie Blaue in sich trinken? — Lieber Ritter! dem Clemens zum Trotz, zaubere Du doch ein wenig Rot mir in die blaue Ferne, ich schlürfe es wie das rote Blut der Traube, und wenn ich auch ein wenig trunken träume! — Clemente, ich muß Deiner lachen! — „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen." — Dies Lied fällt mir eben ein. — Ja, es ist in der Ordnung, daß sie ruhen, und es reimt sich nicht auf mich, die singt: Du o Dionysos umschlingst die Seele und trägst aus purpurtrunknen Gluten sie hinüber ins ewig frische Blau! — Das ist nicht in der Ordnung (denn wer Teufel versteht es), aber es ist doch unendlich schön und reimt sich mit meiner lebendigen Seele.

Mir sind Ritters Briefe ein Zauberspiegel seiner Geistesnatur! nichts von Ordnung darin. Aber „jeden Nachklang fühlt mein Herz" reimt sich auf diese Außerordnung. Jeder Halm auf der Abendwiese wiegt sich in diesem Nachklang, und darauf reimt sich: „Es steht von goldnen Blumen die ganze Wiese so voll", und es ist schön, wie sie aus seinen Briefen mir zunicken, und das ganze Seelengeheimnis ist nur ein ewig Blühen und Fruchtbringen der Natur, an dem der Vergleich des Herkömmlichen stumm vorübergeht; — es hat keinen Teil an ihm. — Im Geheimnis ist der Mensch frei, er hat keinen Richter, sein Gewissen hält Wache für

ihn auf der höchsten Höhe. Und übersieht und erkennt und erreicht alles, was dem Gewissen der Vorurteilsmenschheit ein furchtbarer Kampf ist.
Wer Ewigkeit glaubt, hat die Unsterblichkeit. Wer dem Geheimnis nicht einverleibt ist, hat keine Existenz. — Ich hab das antworten wollen auf Deine kunstvertiefte Schauung; und ich hab sie gar nicht verstanden, und wieder gelesen und noch nicht verstanden. Und endlich hab ich aber gemerkt, daß ich mich immer zerstreuen ließ durch einen schmalen Lichtstreif, der durch ein Astloch des zugemachten Ladens fiel, quer über meinen Schreibtisch, in dem tanzte der Demantstaub des Lichtes, und ich sah ihren Kontertänzen zu, anstatt nachzudenken über das, was ich nicht gleich verstand. — Jetzt hab ich aber dem Astloch den Rücken gewendet. Und da hab ich mich besonnen, so scharf ich vermochte. Da sagst Du: „Es gibt nur ein einziges Leben, denn das Leben all ist ein gelebtes." — Ja, Clemens! — Ein gelebtes, wo jeder Atemzug ewig drin fortlebt. — „Die Kunst aber ist ein ungelebtes Leben und ist daher im Leben unmöglich." — Ach, darauf hab ich mich stark besonnen, und immer schwankts. — — Und jetzt weiß ichs! — Oder weiß ichs dennoch nicht? — ein ungelebtes Leben! Mein Gott! meine Götter, zu denen der Geist alle Sinne, alle Augenblicke die Tempelstufen hinanträgt. — Wie die Lichtstäubchen dort den Sonnenstrahl hinantanzen, — in denen aller Geist sich einwebt oder auflöst.

Ist das die ungelebte Kunst, die nicht möglich ist im Leben, — so lebt doch der Geist einzig in ihr, und steigt bis zur obersten Sprosse der Himmelsleiter mit starkem Willen; — mir ist bang, sie muß ihm nachgeben. — Still! hier verwirrt sichs! — „Das einzige Wissen ist das, dem eine einzige Kunst entgegengesetzt werden könnte." Ich schäm mich, eine Antwort zu suchen. — Und doch hab ich sie: Das einzige Wissen ist der liebende Geist, die einzige Kunst ist das des zu liebenden Göttlichen, was des Geistes Streben an sich reißt durch seine magnetische Kraft. Die Kunst also ist ungelebte Magnetkraft, die alles Leben an sich reißt. — Ach! — in der fernsten Ferne meines Lebens sehe ich, fühle ich diese Magnetkraft mich beherrschen, — sie ist Kunst in sich. Feuerkraft ist sie, dem Geisteswillen sich zu unterwerfen. Das Ungelebte zwingt das Lebende! — bist Du's zufrieden, Clemens? — — Adieu.

Bettine

An Bettine

Liebes Mädchen! hier ohne Dich zu wohnen, wenn ich das aushalte, so darf ich mich meiner Stärke rühmen. — Ach, wo ists in der Welt wieder so schön, als hier in diesem Frühling hoch in den Lüften zu schweben, dem Himmel so nah, daß jedes

der sechs Fenster meiner Stube eine prächtige Landschaft unter Rahm und Glas bringt. Nur das Große der Stadt berührt mich; die Türme sehen mir in die Fenster, und die Stadtuhren sind meine Wanduhren, ich kann nichts tun, als an Dich denken, Dein Bild hinhalten. Der Frühling flieht von meilenweiten Bergen über die blühenden Felder und den sanften Strom und die klingenden, singenden, schwingenden Wälder her zu mir, und bringt Blumendüfte, Farben und Klänge mit, all herein zu den sechs Fenstern, und da halte ich Dein Bild in die Mitte, daß es der Reichtum der Jugend umwalle. Ach, warum bist Du nicht da? — Ich bin entsetzlich ungeduldig um Dich! — Überall entbehre ich Dich, und selbst an Dich zu schreiben macht mir Schmerz, weil Du mir auch dazu fehlst! Ja, zu den Gedanken an Dich, zu Dir selbst fehlst Du mir. Und wenn Du da wärst, so wärst Du überall in der Herrlichkeit. — Und alles Sprechen ist nicht wert, ein Wort darüber zu verlieren, so wie alles Schießen keinen Schuß Pulver wert ist. — Wenn ich Dir sagen soll, wie es hier ist, wie es mir ist, wahrhaftig ganz anders als beim de Gabrielli, der Sonn und Mond, Wald und Tal, und Ferne und Sturm auf ölgetränktem Papier uns so deutlich vormalte, und wir uns beide freuten so herzlich darüber. Nein, es ist auf dem Papier nicht zu erschwingen, was ich brauchte, Dir zu sagen, was man hier in einer Minute empfinden kann, ich müßte in

einer Minute wahnsinnig und gescheut, dichtend und liebend und spottend, und lebend und sterbend sein, um Dir dies Leben recht wieder zuzuströmen. Das Haus mitten in den Berg gebaut, aus allen Stockwerken in den Garten, selbst aus dem Keller. Wenige Schritte oben das prächtige Schloß und Eichen und alles. O, ich möchte noch einmal närrisch werden, da ichs einmal schon bin. Daneben steht am Garten ein hoher alter Turm, da lassen wir nun eine Treppe hinaufführen, ich bin schon mit einer Leiter hinaufgestiegen; oben wird ein Zelt aufgeschlagen, und da hängt man wie ein Luftschiffer über Berg und Tal. — Ach, ich langweile mich tot, daß Du nicht da bist, Bettine, daß Du nicht da bist, all du Frühling, den ich soeben erzählt hab, daß Du alles nicht da bist, was da ist, weil Du mir fehlst, lieb Mädchen. Gott weiß, ich sehe nur alles im Auge, im Genuß derer, die ich liebe, und ohne sie ist die Welt mir eine ausgebrannte Kohle. Aber ich liebe auch Gott und sein Werk und am meisten Dich, Du bist mir sein Absteigquartier. Die Vögel philosophieren in den Lüften, die Frösche weissagen in den Teichen, und ich versuche ihnen nachzusingen und zu quaken, derweile sie ihre Studia absolvieren. — Ach helf mit — wirke auf Deinem Fleckchen, der Welt den Frühling in seiner Fülle in den Schoß zu ergießen, damit das Leben überall sich regt; sonst kommen Vögel und Frösche bei Euch zu kurz vor lauter Amtsgeschäften. — —

Sieh aber nur, so sind die Menschen, so bin ich auch. Gestern und vorgestern hab ich das Vorhergehende geschrieben, da war alles das noch neu und wünschenswert, ich konnte noch nach Dir und nach der Natur begehren. Heute ist es schon ganz anders, ich begehre nur nach Dir, es ist mir, als hätt ich Dich in ewiger Zeit nicht gesehen, und ich empfinde recht deutlich, wie Erinnerung und Sehnsucht einander so ähnlich sind, daß sie sich sogar ergänzen. Und was die Erinnerung nie gewußt hat, das kann die Sehnsucht in Erfahrung bringen und es der Erinnerung überliefern. Daß ich Dich so lebhaft vor mir sehe und in jeder Minute Deiner gedenke, ist doch nur eine Folge davon, daß Dein Bild erst so kurze Zeit deutlich in mir aufgeregt ist durch Deinen Brief, und hätte ich nun seit längerer Zeit nichts von Dir erfahren, so würde mein Sehnen danach der Erinnerung die Rolle abnehmen. Die Nähe hinter und vor uns regt uns gleich stark an. Was wir vergessen, töten wir, wessen wir gedenken, das beleben wir. Was uns vergißt, das tötet uns. Jede Sehnsucht ist Begierde zu bilden, zu gebären, jede Erinnerung ist eine Wiedergeburt. Wahrhaftig, liebes Kind, ich liebe den Frühling, nur weil ich mit innigerer Rührung Deiner drinnen gedenken mag, weil er das einzige ist, das mir in Momenten Dich würdig ersetzen kann, und er versteht und reflektiert mich doch noch nicht wie Du, und kann mich nicht so belehren und erquicken. Aus einer

recht herzlichen, offenherzigen Liebe kann doch nur allein in der Welt etwas werden, und wenn der Menschen Geist sich nicht recht gewaltig durchdringt und nicht recht muß, so bleibt es eine ewige Lumpenkrämerei und gibt immer Plattheiten. So wie die Elemente sich durchdringen und die Welt bilden, und der Geist und die Welt sich durchdringen und den Menschen bilden, und der Mensch diese Liebe mit einem freien Blick ansieht, und indem er ihre Notwendigkeit und seine Freiheit in dieser Notwendigkeit betrachtet, den Gott erkennt und anbetet — alles das ist nur eine herzliche Liebe, wo diese Liebe nicht ist, da ist die Dummheit und all das Böse, das uns empört. — Ich kann mich oft recht an dem Gedanken entzücken, daß mir in Dir die Welt, die mir gegenübersteht, die Welt, die ich gern ansehen und lieben mag, ja alles, was des Meinigen auf Erden werden sollte, zum Menschen erschaffen worden ist, der mich wieder aufnimmt in seine Gedanken, und sich an meinen Freuden ergötzt; seitdem kommen alle freundlichen Ideen, die ich denke, zu mir zurück und denken mich wieder; und was ich anschaue mit Liebe, das schaut mich wieder so an; seitdem bin ich zur Welt geworden und lebe das Leben, das man mein Leben nennt, das aber des Lebens Leben selber ist. — Ich habe mich oft unterfangen, meine Liebe zu Dir zu meinem eignen Werk zu machen, aber es war ein verkehrter Streich, ich bin das Werk meiner Liebe zu Dir, und nicht diese

Liebe mein Werk. — Meine unglückliche frühere Neigung preise ich jetzt hoch, denn ich habe mich dadurch erkennen gelernt, und so kann ich Dich in jeder Minute recht verstehen, und Du brauchst keinen Blick unerwidert in die Welt zu tun; und alles, was von Dir laut wird, findet einen freundlichen Richter in mir. — Gott wills so haben, daß wir uns lieben und einander belehren sollen, ich sehe es in allen Dingen, und gebe mich dem offen hin, denn ich will nicht mit der Wahrheit streiten, denn es ist nicht möglich, sich zu trennen von dem, in dem man sich begriffen fühlt; es ist undenkbar wie alles Resignieren, was immer nur auf sich selbst verzichten heißt. — Es resigniert niemand, so wenig als das Wasser resignieren kann, Wasser zu sein, so lange es noch Wasser ist. — Und Resignation ist nach meinem Begriff nichts als eine lächerliche Selbstgefälligkeit in einer notwendigen Veränderung unserer selbst, welche Veränderung durch diese lächerliche Selbstgefälligkeit allein entsteht. — Resignation und Kaprice sind an und für sich dieselben tötenden Feinde des eigentlichen freien und vollen Lebens, das nichts von sich weiß, und das mit einer von beiden zu sterben beginnt. Wenn wir mit Kaprice das Leben festhalten wollen, so resignierte das Leben schon auf uns und ist im Abmarsch. — Wenn wir resignieren, so sind wir im Abmarsch, und das Leben hat die Kaprice, uns nachzulaufen oder nicht, und beides ist eine gegenseitige schlechte Koketterie, bei der man die

Zeit verliert. Denn daß wir so oder so leben, ist grade der Beweis, daß wir so leben wollen und sollen, so lange wir wollen; da das Leben die Durchdringung des Geistes und Stoffes ist, in der sich nach ewigen Gesetzen grade die Lebenserscheinung konstalisiert, so ists in allem. Das ganze Leben kehrt in sich selbst zurück, und wo wir schon so in uns selbst zurückgegangen sind, daß wir von uns selbst und also von keinem Ding uns mehr getrennt denken können, heißt es, sei der Tod; der Tod aber ist in jedem Momente des Lebens, da das Leben nichts ist als das ewige Zurückkehren und Hervorgehen des Lebens aus und in sich in demselben Momente. — Ebenso ist das Leben in jedem Momente des Todes, denn Leben und Tod sind eins; um leben zu können, muß man ewig sterben, und um sterben zu können, ewig leben. Die Ansicht vom Leben im Gegensatze vom Tod ist eine sehr beschränkte Ansicht, und etwa so, als klage ein Handwerksbursch über die Flüchtigkeit der Zeit, weil der viele Spaß am blauen Montag ihm den seinen so kurzweilig macht. Alle Menschen, die ihre eigne Biographie für ihr Leben halten, und so lange einen Menschen für lebendig halten, als seine Stelle nicht vakant ist, sind solche Handwerksburschen, und ihr Leben sind blaue Montage. —

Wir leben nur durch das Bewußtsein unseres Lebens, aber ohne alles Leben überhaupt haben wir kein Bewußtsein, und wir leben daher nur durch die

Ewigkeit des Lebens, die alles Leben ist und jedes Leben.

So gibt es denn nur ein Leben. Damit übrigens etwas lebe, muß es im Momente erscheinen und also von der Zeit gefesselt sein; insofern also unser eigentümlich Leben im Momente liegt, ist es in diesem von der Zeit gefesselt, und hinter jedem Momente liegt dessen Tod; der Tod also befestigt das Leben in der Zeit, die Zeit aber selbst ist ein Produkt von uns, denn wir können eine Ewigkeit denken, also liegt der Tod in der Ewigkeit, und Leben ist nichts als die Ewigkeit, die wir uns zueignen dadurch, daß wir uns ein Stückchen von ihr mit einem hinten vorgehaltnen Tod auffangen. — Doch ich kehr zu Dir zurück, liebes geliebtes Kind, ist doch diese Reflexion schon eine Sünde gegen Dich, ich habe in Dir meine Ewigkeit so schön gefangen, daß ich nicht länger grammatisieren darf; da das Leben der Sprache ein Gedicht mit mir lebt, das Du bist, Du Lied vom Weibe, von Liebe und von Gott. — Daß ich Dich so liebe, dafür danke Gott, wenn es Dich glücklich machen kann, ich danke ihm auch um Deiner Liebe willen. Es ist ein großes Erbarmen von ihm, daß er uns alles ineinander gegeben hat, und wir dürfen nicht stolz darauf sein, denn es ist nur Gott, den man liebt, den Gott im Menschen, und je schärfer und tiefer wir blicken, je mehr erkennen wir ihn, und je ruhiger und einfacher wird die Liebe. — Etwas Rührendes liegt in unserer

Liebe; wenn ich Dir ernst über lebendige Stellen meines Lebens spreche, die nun gestorben sind, und wenn ich Deiner gedenke! — Aller Lärm wird dann stumm, alle Menschen werden mir steinern neben Dir, und dies Stille erwacht in eine Musik, ich möchte sie eine innere Musik nennen, die sich selbst hört. Wenn ich aufrichtig sein soll, spreche ich mich gegen niemand gern aus, als gegen Dich, denn Du verstehst mich und freust Dich meiner. Mit den andern Menschen verbindet mich nichts, als ihre Seltenheit. — Gute Nacht bis morgen! —

Clemens

Sollte die Günderode Dir einen sehr wunderbaren Brief von mir zeigen, so verwundre Dich nicht, ich bin begierig, was sie darauf spricht.

An Clemens

Es geht schlecht mit meinem Witz, Dein Brief ist wie der Blitz in mich eingeschlagen, und ich kann Dir Neues davon sagen, wie das einem tut! — Gar nicht — tut es einem. Geist, samt Eindruck verschwunden! Erst hab ich mich besonnen, ob ich nicht Dir diese Lähmung verschweigen solle, daß ich nämlich mit Deinem Brief nichts anzufangen weiß, und lieber Dir etwas vorzaubere vom Frühling, der hier gar nicht schlecht ist. Gibts der Tage viele

wie der gestrige Sonntag? — Himmelsbläue — unendliche! kräftige! vom Sonnenfeuer durchglüht, die Bäume vermählten ihre Schatten einander, alles im schönsten Frieden lautloser Stille, — die Orangen warfen als ihre Blüten herunter, — da hab ich gelegen im Boskett und alle Blüten aufgefressen, konnt nichts mehr zu Mittag essen, die Großmama frägt, ob ich krank sei, in der Nachbarschaft sind die Rötlen. —

Dein Brief kam um zwei Uhr, ich wollt ihn studieren unter jenen duftenden Bäumen, ein narkotischer Balsam strömte aus seinen weisheitsvollen Blättern, der Sonnenschein ging, ich hatte den Brief nicht bedacht, aber beschlafen, aber doch blieb mein Begriff gelähmt. Der Mond kam, und der Tag war noch nicht vergangen, ich ging zum Gitter im Boskett, wo die Blumen alle stehen auf hohen Paradegestellen, man kann dran hinaufsteigen. Der Gärtner stand oben mit der Gießkanne, ich ward ganz durstig, wie sie so gierig das kühle Wasser schluckten, ich trank aus der Gießkanne. Der Gärtner wollt es nicht leiden, ich sollte warten, daß er ein Glas hole. Ich bin dem Gärtner gut, er ist mein bester Geselle. Alles, was er sagt, verbindet sich so nah mit der Gegenwart. Die Blumenglocken bewegten sich vom Abendwind, der zieht mit sanftem Brausen durch die erfrischten Sträucher und nimmt den Staub der Blumen mit sich fort; jeden Abend sieht der Gärtner diesem Spiel des Windes mit den Blumen zu. Grade

in diesem Monat versäumt der Wind es keinen Abend, sagt der Gärtner.

Was ich gesehen hab noch? — Eine Biene, die sich ein Bad zurecht machte in dem Schüsselblatt von einer Geißblattblüte, sie patschte drin herum, tauchte den Kopf unter und wusch sich von allen Seiten mit ihrem Rüsselchen, grad wie eine Katze. — Nun denk ich, ob man eine Biene nicht könne zahm machen auch wie eine Katze. Daß sie hereingeflogen käm abends und schlief da auf einem Nelkenstock oder Wicken oder sonst einem Blumenstock, den die Bienen lieben. Der Gärtner meint, eine oder die andere, die einen aparten Sinn habe, könne das wohl — und sagte noch allerlei von den Bienen, was die Leute nicht glauben, weil es zu gescheut wär für so kleine Tiere, aber es sei dennoch wahr; ich glaubs, warum soll er es nicht besser wissen, da er diese mit so großer Liebe beobachtet, das heißt mit Geist. Die Leute sind wohl auch so dumm, zu glauben, ein Gärtner habe keinen Geist; — aber der hat Geist — und kann also mit Geist beobachten, das heißt mit Liebe. —

Ja, Clemens, ich hab gestern abend noch an Dich schreiben wollen, aber ich mußte nachdenken über die Bienen. Ob sie wohl einen an der Stimme erkennen würden? — Die Bienen haben ein fein Gehör, sie richten sich bei weiten Ausflügen nach dem Abendgeläut, sie unterscheiden genau die Glocke ihres Dorfs, das hat der Gärtner in seinem Dorf hundertmal

beobachtet. Wir überlegtens noch mit dem Heimlichmachen der Bienen; — einen Blumenstrauß im Mund, sich ins Gras legen und schlafend stellen. Kommen die Bienen, so muß man sie nicht verjagen, sagt der Gärtner, wenn sie auch an den Blumen vorbei aufs Gesicht fliegen, sie stechen nicht. — Wenn eine erst zahm ist, dann kommen mehrere. — Das war mir eine Freude, Clemente, über alle Freuden, wenn ich so an einem heißen Sommertag in der Lindenallee spazieren ging, und die Bienen kämen alle von den Bäumen herabgeflogen und umschwärmten mich. Er würde gleich mit schwärmen, meint der Gärtner! — Ich weiß es — und er flög wohl auch daneben; und ich weiß — liebster Clemente! Der ist aber kein sentimentaler Pfarrer, der mit dem Universum liebäugelt!

Bis die Bienen wirklich kommen und mich umsummen, daß ich mein eigen Wort nicht hör, hats Zeit, Deinen liebenden Brief zu besprechen. Schon in Deinem früheren Brief über Kunst steht — — ich fühl, daß solche tief durchdachte Gedanken, die Du an mich zwar richtest, doch vielmehr der Welt angehören, das erstemal wollte ich sie wie einen musikalischen Satz durch einen Gegensatz beantworten, wodurch erst seine Basis begründet wird, sagt der Musiker, und eine Sinfonie aus sich hervorzubilden vermag. Aber, Clemens, ich fühlte mich so beklommen bei Deinem neuen Brief! — er paßt nicht zu meiner feurigen Frühlingsstimmung. „Durch Feld und Wald zu

schweifen, mein Liedchen wegzupfeifen!" — — — er paßt nicht zu meinem himmlischen, leichtsinnigen Stubenkamerad, meinem Dämon, — nicht Damon — der mirs unter die Füße gibt, ich soll mich nicht auf Stelzen begeben. — Und „was kann ich, was kann ich dafür?" — daß es mir gar um Freundschaft und Liebe nicht zu tun ist.

Gestern Dienstag waren wir im Forstwäldchen auf einem Ball, bei Moritz Bettmann. — Der Brief kommt nicht weiter heute, es steht ein Blumenstrauß auf meinem Tisch von lauter Vergißmeinnicht, wunderlich gebunden wie ein Kelchglas. In der Mitte auf dem Grund des Kelches sind Moosrosen. Wie schön! — ja, ihr Rosen seid schön, und euer Gewand ist die Schönheit selbst, und euer Reiz umwallt gleich die Brust, an der ihr vergeht! und ihr seid so schnell fort, und doch hat man so zärtlich euch geliebt — und doch seufzt man euch nicht nach! — Warum nicht? — Hats Gott gewollt, daß man euch liebe, wie der Clemens mir sagt: ich sei berufen mit ihm zusammen, daß wir einander lieben, wenn das so wär, daß Gott wolle, wo er gar nicht zu wollen hat, ich würde ihm widerspenstig sein, und den grad nicht wollen lieben, den er dazu geschaffen. — Denn das bändigt mich eben grade nicht, wenn er vielleicht sagte, wie die Kindererzieher, wenn sie Äpfel austeilen, magst du den nicht, so kriegst du gar keinen! — Fühl ich mich hingezogen zu manchem, so ists nicht aus vorbedachtem Gefühl,

nicht weil ich glaub, Gott hab es so gewollt, — es würde mir allen Farbenschmelz und Heiligenschein konsumieren, dies Soll oder Muß. Die Rosen — sie glänzen im Abendschein, sie locken mich, sie zu umfassen, sie zu küssen. Ich bin ganz bei ihnen, wenn wir abends im Mondenschein allein zusammen plaudern, und fühle mich nicht allein mit den Blumen, wie oft mit Menschen. Und wenn es Deine eignen Ideen sind, Clemens, die Dich wiederlieben, wie Du mir schreibst, so sind die Blumen wohl die Liebesgedanken der Natur, von denen sie auch wiedergeliebt wird. Liebesgedanken sind sie. — Die Rosenknospe ists, sie wirft in ihrer Verschränktheit glühende Blicke in das Auge, das sich in ihrem Anschauen verliert. Wenn sie nachher dem Tag sich erschließt, dann ist sie nicht mehr so, sie lacht dann jedem Vorübergehenden und wird die Blume des Tages, an der alle gleichen Anteil zu haben meinen. Drum, als ich gestern von meinem knospenreichen Rosenstock ein paar davon abbrach zum Ballsträußchen, das tat ich ungern, so jung von ihrem nährenden Stamm sie zu trennen, die so an der Grenze ihrer Jungfrauenzeit aus ihrem grünen Kinderjoppelchen recht neugierig herausguckten; aber ich dachte: ach, morgen habt ihr ja doch das grüne Jäckchen abgeworfen und seht die Tage eurer Kindheit für nichts an. — „Und du! — für was siehst du sie an, deine Kinderzeit, daß du so reden darfst?“ — sagen die Rosen wieder. — Ach Rosen! — Vor-

würfe von euch! — da ich doch meine Zeit mit euch vertändle. Aus der Natur süßestem Gefühlsschmelz ihr selber hervorgegangen! — Seid ihr Blumen nicht der Liebesdrang, der Venusgürtel der Natur? — ihrer Lippen würzigen Atem hauchen die Blumen in reizenden, neckenden Antworten allen Liebesanträgen aller Wesen in ihr. Und die Rosen, sie sind die Antwort, die im Necken schon sich in einen Kuß verwandelt, und ohne Widerstand durch ihre eigne Schönheit Zeugnis gibt: „Die Liebe hat die Natur besiegt." —

Es war mir so wehmütig gestern abend mit meinen Rosen allein, und bin ungern von ihnen geschieden, um schlafen zu gehen, und hab mich noch recht in ihr weiches, junges Grün hineingeschmiegt zum Abschied! — Und hab so wunderliche Träume gehabt in der Nacht. — Sonnenstrahlen, die scharf und rein durch dichtes Gewölk auf mich trafen, und da war alles in üppiger Blüte um mich her und atmete kaum vor Schwüle, und ich stand da allein unter diesen Blüten allen, mit offner Lippe nach einem Tropfen Labung. — Ach, heißer Tag, du drückst die Blumen! — so dacht ich dort. Es tat mir so leid, daß ich nicht den Regen ihnen aus dem Gewölk niederschütteln konnte, und als ich aufwachte, war mirs noch schwermütig, und heute den ganzen Tag so fort. — Wenn nicht eins mir Freude gemacht hätte. — In der heißen Mittagsstunde kamen wirklich ein paar Bienen hereingeflogen, umsummten

meine Rosen, meinen Maiblumenstrauß, meinen Basilicum, meine Ranunkel sind noch nicht offen, schmecken den Bienen auch nicht, Nelken sind auch noch nicht aufgeblüht, die sind aber wahre Lockspeise für sie, und die stehen doch schon alle da, daß sie von ihnen gesehen werden, was in der Zukunft auf sie wartet, sie werden wiederkommen und werden sich in meinem Wirtshaus betrinken, dazu mache ich ihnen Musik. Gleich als sie ankamen heut, so nahm ich die Gitarre und klirrte ihnen was drauf vor, sie summten, es war ein deliziöses Doppelkonzert und hat mir meine Munterkeit wiedergegeben, die mit einem Fuß schon ausgeglitten war und schier in den rauschenden Bach der Empfindsamkeit wäre gestürzt. — Adieu! — ich und meine Bienen, was kann ich mehr verlangen.

Bettine

Meine liebe Bettine

Da ich vermute, daß Dich ein kleiner Ärger weiter nicht ins Grab stürzen wird, so hab ich einigen Lusten, mit Dir zu schmälen. Stelle Dir vor, einiges in Deinem Brief hat mir einen unangenehmen Eindruck gemacht, zum Beispiel das mit dem Rosenstöckelchen. Es kam mir immer vor, als sei es recht artig, eine gewisse Rührung bei unschuldigen Dingen zu empfinden, ja zur Not könne man auch

sagen, es war mir, als müsse ich es umarmen, aber es wirklich zu umarmen und noch gar dabei in wehmütigste Gedanken zu versinken, das geht etwas in die Wildnis und ist stark empfindsam, hält auch nicht Stich, stelle Dir vor, an welchem knappen Fädenchen die Geschichte hängt; fällt sie, so fällt sie mit der schönsten Empfindung ins Lächerliche, denn eine gelbe Rübe, eine Kartoffel sind doch ebenso unschuldig als ein Rosenstrauch, und dennoch wäre Deine ganze Umarmung verunglückt, wenn das Rosenstöckelchen sich in eine solche Rübe verwandelt hätte. Auch hast Du bei näherer Beleuchtung wohl nur einen erdnen Topf umarmt. Wenn ich der Rosenstock gewesen wär, so hätt ich gesagt: Oho, schönstes Kind! und dann hättest Du wahrscheinlich gelacht. Ich hoffe, Du gewöhnst Dir täglich mehr solche Explosionen ab. Du weißt, wie oft ich Dir über ähnliche Anfälle gepredigt habe. Auch das lange Herumtragen und Betrachten der Träume ist kindisch, und während man auf eine Menge schöne Empfindungen, die man bei Gelegenheit solcher Träume hat, bei hellem Tag auf eine geträumte Weise stolz wird, vergißt man eine Menge zu tun, was wirklich, wahr und Pflicht ist. — Wieviel gescheuter wärs gewesen, wärst Du auf dem Ball recht vergnügt gewesen und hättest mir das meiste, ja alles erzählt, das hätte mir weit mehr, ja unendlich viel Spaß und Freude gemacht. — Sehr artig wärs, wenn Du doch einmal Deine Träume gern näher überlegst, die Nacht drauf

in einem neuen Traum den vorigen zu bedenken, bei Tag aber recht lustig und vergnügt, und fleißig zu sein, denn sonst läufst Du Gefahr, einem gewissen Mann ähnlich zu werden, der sehr bewandert in der Sternkunde war und alle Augenblicke in einen Graben fiel, ja endlich elendiglich in einem Brunnen ersoffen ist, weil er immer gen Himmel guckte; Du läufst Gefahr, daß die Leute sagen, sie ist sehr klug im Traum, aber nicht recht gescheut im Wachen. Ich bitte Dich um des Kaisers seinen Bart willen, werde nicht empfindsam, und lasse Dich nicht von dem Lied der Katzen sogar rühren, gehe spazieren, gebe Dich mit der Toni, mit der Lotte ab, und freue Dich ihrer vernünftigen Kälte. Ich bitte Dich um alles in der Welt, werde mir keine Seraphine Hohenacker, die Geisterseherin! — Wahrhaftig, dann mußt Du am End verzweifeln, denn ich werd alle Tag gescheuter und unempfindsamer, es ist was Miserables um einen empfindsamen Menschen in der Welt; und zwar grade, weil die Welt nichts weniger als empfindsam ist, und einem kein Baum aus dem Weg geht, oder beweint, wenn man sich ein Loch an ihm in den Kopf stößt. Wenn Du überdem wüßtest, wie man durch Kränklichkeit zu all diesen zärtlichen Empfindungen kommen kann, und daß die Besessenen und Hexen in den vorigen Jahrhunderten nicht anders als solche hypochondrische Personen waren, so würdest Du Dich noch mehr hüten, in eine solche Empfindsamkeit zu fallen.

Dagegen hilft oft viel Bewegung, Springen, Singen und Tanzen, Beschäftigung, der Agnes helfen in der Küche, wenn sie allenfalls einen guten Kuchen backt, den auswälchern, kneten und in die Backschüssel hineinrunden, oder auch einen ordentlichen Aufsatz machen, selbst über die französische Revolution wär mir lieber, und ich bin jetzt sehr bestraft dafür, daß ich dies Interesse bei Dir untergraben hab. Ich bitte Dich, wenn es noch Zeit ist, ergreif es wieder, hol Deine alten Tagebücher hervor, in denen wirst Du Anknüpfungspunkte genug finden, es war manches so Schöne, so wahrhaft Große darin; ja ich kann Dir sagen, daß ich manches draus erfaßt habe, als ganz neu gedacht und als gut gedacht, es hilft einem auch zur Vermeidung aller Liebesgedanken, das Große, das Wesentliche der Welt zu seinem Hauptthema zu machen. Dort bist Du ja auch auf dem Boden, der Deinem Geist die wahre Elastizität gibt. — Der Empfindsame bringt auch nie etwas hervor, weil er sich keines Dinges bemächtigen kann, sondern nur von allem überwältigt wird. Ich habe überhaupt einen entsetzlichen Widerwillen gegen die Empfindsamkeit, denn sie wird über nichts empfindlicher, als wenn man sie für eine Kränklichkeit erklärt, da sie eine Feinheit der Seele sein will. Was ich aber unter Empfindsamkeit verstehe, wirst Du wohl wissen. —
Nichts vor ungut, Du weißt, daß ich Dich vernünftig liebe und es gut meine.

Es würde mich freuen, wenn Du etwas Geschichte läsest, und außerdem meistens Goethe, und immer Goethe, und vor allem den siebenten Band der neuen Schriften, seine Gedichte sind ein Antitodum der Empfindsamkeit. Aber als Geschichte rate ich Dir Müllers Schweizergeschichte, es ist etwas Himmlisches, ich glaube, Leonhardi hat sie. Es sind zwar einige dicke Bände, aber desto länger dauert die Freude, setze Dir täglich ein paar bestimmte Stunden, wo Du drinnen liesest. — Wenn Du Dich meines heftigen Unwillens erinnerst, den ich in Offenbach hatte, so oft ich alberne Bücher bei Dir fand, so wirst Du mir das Recht zugestehen, mich sehr zu beklagen, daß Du jetzt vermutlich alles lesen magst, was Dir vorkommt. Überhaupt ist es mir sehr verdrießlich, daß Du mir nichts von Deiner innern Bildung schreibst, mich nicht fragst, was Du lesen sollst und dergleichen. Was soll alles Phantasieren über dies und jenes, was nun einmal so ist wie es ist. Besser wäre es, wenn Du Dein Vertrauen zu mir so benütztest, daß Du mir Einfluß in Deine Bildung gönntest. — Daß Du mich über alle Lektüre um Rat fragtest — und dergleichen. —

Um eins bitte ich Dich noch in Deinen Briefen, nämlich gebe mir immer Nachricht, sobald irgend etwas Bedeutendes bei Euch vorfällt, von jeder Reise, sobald Du davon erfährst. — Meine Briefe an Dich zeige niemand, mit solchen, die betrübt

sind, wie immer ohne Ursache, habe Mitleid mit ihnen, suche aber nicht etwa sie zu trösten, indem Du, beim Lichte besehen, in dieselbe erbärmliche Stimmung Dich herabsinken läßt und auch betrübt wirst. Der Umgang mit solchen Leuten ist deprimierend und zerstört alle Kraft in uns. Daß Du übrigens dieses nicht so wörtlich nimmst wie Eulenspiegel, hoffe ich. — Du könntest mir einen großen Gefallen tun, wenn Du, doch ohne Übereilung oder Faulheit, mir ein halb Dutzend leinene Stiefelstrümpfe strickteſt, aber nichts weniger als fein, sondern nur stark und derb. Toni wird so gütig sein, Dir das Garn nach Offenbach zu besorgen. Auch höre ich gar nichts mehr von Lulu und Meline, es tut mir leid, daß Du von diesen Deinen treuen Gespielinnen gar nichts zu schreiben weißt. Schicke mir doch mit umgehender Post einige Lot der besten schwarzen Kreide, auch etwas weiße, auch englische ist mir lieb; es ist für einen armen Jungen hier, der ganz vortrefflich zeichnet, schicke sie aber ja gleich. Von Savigny hab ich keine Grüße an Dich, wenn Du etwa danach fragen solltest, ob er sich Deiner noch erinnert. — Er hat seine Studien und seine Freunde und denkt an sie, wenn sie ihm ins Gedächtnis kommen, er schreibt öfter an Gundel, vermutlich weil er ihr manchen Rat gibt. Savigny, der immer helfend und wohltätig ist, nützt ihr unstreitig viel. Dir kann er in dieser Weise nicht nützlich sein, deswegen

ſchreibt er an Dich nicht, ich finde das ganz natürlich, da er in Sachen des Umgangs ganz anders denkt als ich, ſo würden wir uns oft ſtören. Du verlangſt ja wohl auch nichts weiter, als daß ich Dir alles, was ich weiß und für Dich gut finde, Dir von Herzen mitteile, und ich verlange, daß Du mir trauſt. — Sei kein Allmein, ſchicke die Kreide, ſtelle Dich nicht ſo heilig, nehme das Leben leicht und Deine Pflichten ernſt, lerne mit vernünftigen Leuten luſtig und fröhlich umgehen, und habe mich in vernünftigem Andenken.

Dein ehrlicher Bruder Clemens

Noch etwas! — verphantaſiere Dich nicht mit dem Gärtner! — Er iſt ein guter, vernünftiger Burſche an ſeinem Platz, nämlich unter Kraut und Rüben. Es iſt ſein romantiſch Leben ganz gut mit den Blumen, das aber doch gewiß halb aus Deinem Magen kommt. — Aber einen tüchtigen Kohl muß er mir doch auch ziehen und muß ſeinen ordentlichen Reſpekt davor haben. —

Lieber Clemens

Liebe Günderode! denn, lieber Clemens, ich muß doch gewiß einen haben, bei dem ich Dich verklage, Dir ins Geſicht kann ichs nicht alles ſagen,

was ich Schlimmes von Dir weiß und aus Deinem Brief heraus sogleich entdeckt habe. Ach, ich möchte gar zu gerne nicht pfiffig sein, und lieber gar nichts merken, aber wenn ichs nun einmal gemerkt hab, wie soll ichs machen, es übergehen würde doppelt listig sein. — Also schreib ichs hier ans Günderödchen, da kannst Du gleich erfahren, wie zwei Mädchen sich über einen listigen Jüngling lustig machen. Also denk nur, Günderödchen, der Clemens ist eifersüchtig über den Gärtner. — Lies nur diesen Brief von ihm, wo er gleich von vorneherein mir meine Sentimentalität mit den Blumen vorwirft, und wirklich die Vergleiche bei den Haaren herbeizieht. Kartoffel, Gelerüb, Rose! — und dann ich wär sentimental, und dann mir Heilmittel eingibt, ein halb Dutzend Paar leinerne Stiefelstrümpf, an denen ich ein halb Dutzend Jahr knottlen soll, um mich zu kurieren, und denk doch, Günderode, so geht das drei, vier Seiten fort, aber von dem, was ihn eigentlich ärgert, davon weiß er nichts zu sagen, da ist er ganz unschuldig. Mit der gesunden Lotte soll ich umgehen, um von meiner Empfindsamkeit mich zu heilen, schwarze Kreide soll ich ihm schicken und weiße Kreide, und von meinen Geschwistern soll ich ihm schreiben, von denen wisse ich nichts zu sagen, wirft er mir vor, — und ich hatte mir doch vorgenommen, ihm zu schreiben, daß Lulu ein kaffee- und milchfarbnes seidnes Kleid anhatte, was ihr so sehr schön stand.

Vom Ball soll ich ihm erzählen, schreibt er, wie kann ich das? — Wollt ich mein Liebesabenteuer von jener schönen Ballnacht ihm mitteilen, das wär ihm wohl gar nicht angenehm. Günderode, davon lasse Dir ja nichts herauslocken, von meiner triumphierenden Heimfahrt erzähle ihm nichts, und wen ich beim Aufgehen der Alba am Wege stehen sah, der mich grüßte und dem ich meinen Kranz aus dem Wagen zuwarf, das schreib ihm nicht, das bleibt unter uns Mäderchen! — Und die Revolutionsgeschichte mit allen ihren Rebellern hier in Offenbach und mit meinen tausendfach facettierten Reflexionen darüber, die meint er, soll ich wieder hervorholen. — Ja, wenn er wüßte, was wir zwei beide, ich und Du, alles schon drüber miteinander gedacht und verhandelt hatten und was wir niedergeschrieben, und auch so manches Blatt schon zerrissen haben. O Günderode, damals hatte er auch keine Ruh und predigte Dir so lange, Du solltest mich davon abbringen, so hatten wir denn beschlossen, im stillen darüber uns allein Rechenschaft zu geben, weil doch diese Weltangelegenheit eine ganz andre lebendige, ins tiefste Denken eingreifende Gewalt ist, weil sie doch ein Richteramt führt über alle heiligen Rechte der Menschheit, weil sie doch in sich selber eine ganz von allen Urgründen der Lebens- und Bildungsstufen aufstrebende Geistesbahn ist. Geschichte studieren! Müllers Schweizergeschichte! bon! Aber sie ist vorbei, gedürrte Quetschen, schmackhaft

zwar, aber was soll ich mit Backobst! — was soll ich mit euch — ihr krüppeliges Winterausdauerungsprodukt, bin ich ein Hamster, der beide Backentaschen voll in seine Vorratskammer aufspeichert? — Nein, ich bin eine frank und freie, lustige, helle Bergquelle, vom Zufall oft durch Wüsten und Paradiese hinrauschend mit gleicher Lebendigkeit; gehts über Klippen, dann ist er gleich noch einmal so aufgeregt, da stampft er, da gischt er, da dampft und braust gleich seine Lebenskraft heller aus dem lichten Schaum hervor. Nein, ich bin nichts. Aber wenn einer das sagt, dann bin ich gleich etwas. — Auch fürchtet der Clemens, ich lese alles durcheinander — und macht mir Vorwürfe, er denkt, Romane können mir die seltsamen Gedanken einprägen, und wenn er wüßte, daß keine Romane mir je gefallen können, als nur meine eignen! — Gibt es etwas Ärgerlicheres, als Liebschaften sich vorerzählen lassen, wo man sich gleich wundert, wie die Schafe, welche auf diesem Romanen-Teppich weiden, nur zu diesem Schwindel kamen, und der meint, dazu käme ich. — Noch eine ganz närrische Seite tritt oft wie ein mir unverständliches hebräisches Wort auf den Lehrstuhl, und zwar mit den feierlichsten Gebärden, so daß ich im Anfang ganz ängstlich wurde und mir vergeblich den Kopf zerbrach, was das sein möge. — Von nun an beseitige ich meine Skrupel, weil ich erst jetzt deutlich sehe, daß der liebe liebste Clemens auch von allerlei ihm selbst nicht recht deutlichen Beweg-

gründen angespornt wird, manches zu wollen, zu fordern, zu beteuern. Das Wort ist Pflicht. „Tue Deine Pflicht mit Ernst — das Leben nehme leicht." — Seh ich mich um nach meiner Pflicht, so freut michs recht sehr, daß sie sich aus dem Staub macht vor mir, denn erwischte ich sie, ich würde ihr den Hals herumdrehen! so erpicht bin ich gegen sie. — Nun, ich hoffe, daß ich und meine Pflicht nie zusammenkommen, falls eine sollte auch auf mein Los gekommen sein, — ich würde sie mit meinem ernsten Blick schon in Schranken halten, daß sie mir nicht über den Hals käme, ich verstehe keinen Spaß hierüber, meine ganze Natur kommt in Aufregung, und Kräfte machen sich in mir auf die Beine, die alles in Grund und Boden trampeln, was sich mir auffätzig machen will. Also Pflicht, halte dich im Hintergrund, wenn du nicht abgedroschen sein willst. — Meinetwegen geh zum Herrgott und klag, daß du nichts bei mir ausrichten kannst, wenn ich ihms vorstell, wird er schon Räson annehmen. Heilige Harmonie der Natur, dich wollen sie aus dem Geleis bringen der einzig göttlichen Sphäre, der Freiheit nämlich, und wollen zur zinspflichtigen Pflicht machen alles, bis auf den Adel der Seele sogar, aus dem alles Große entspringt. — Entspringen heißt ja aber schon dem Strang der Pflicht ausweichen, ich aber entspringe ihr nicht, ich wende mich grade um gegen sie, seh ihr scharf ins feige Angesicht und sage ihr: Weiche zurück vor meinem

reinen Instinkt des reinen großen Mächtigen, von dem du dir nichts träumen lässest. — Und denk, Günderode, auch meine Träume greift mir der liebe Clemens an mit seiner Satire, und wenn er doch in unserm Traumbuch läse, wo wir so seltsame wunderliche Sachen und Gedanken schon aufgeschrieben, aus denen Du schon Stoff zu manchem schönen Gedicht gefunden hast. — Wenn er Deinen Franken in Ägypten läse, ein geträumtes Abenteuer gab dazu den Stoff, — aber jetzt werd ich gleich einmal meine Pflicht überschreiten und werde ein bißchen zum Gärtner gehen, da es die Abendstunde ist, wo er begießt, da hab ich ihm versprochen zu kommen, und zwar nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus Lust am lieblichen Geschäft, aus Lust an alle dem frischen Leben, was sich in dem schönen Schmelz der Farben regt, am Wachstum der Knospen und an allem in allem! Und auch zum Kohlbeet werd ich gehen, was der Clemens für des Gärtners Pflichtniederlassung hält. — Ich werde mich da mit meinem Pflichtstrickstrumpf hinsetzen und etliche Pflichtmaschen stricken, ich werde aus Pflicht gegen meine Bildung in der alten Schweizergeschichte lesen, daß der Teutone keine Stiefelstrümpfe trug, als er noch ein freier Mann war, ich werde also aus Pflichtgefühl am Altar der Freia mein Strickzeug niederlegen und das Gelöbnis ihr tun, nie wieder Stiefelstrümpfe zu stricken, die dem freien deutschen Charakter Fesseln anlegen! —

Soweit meine Mitteilungen an die Günderode, lieber Clemens, über Deinen Brief; ich hab ihr zwar nicht wörtlich so geschrieben, denn es braucht zwischen uns der Worte nicht so umständlich, und diesmal war sie selbst hier, und wir gingen zusammen spazieren im Boskett, und wir lachten am allervergnüglichsten über Deine Besorgnis um meine Melancholie, hinter der sich doch nur immer die Langeweile verbirgt, da ich die aber gar nicht herberge, da ich wie ein kleiner Spritzteufel oder sogenannter Laubfrosch (Rakete) feurig herumhüpfe, morgens aus dem Bett in den Garten barfuß, denn ich hatte ja wahrhaftig gestern meine Studienbücher liegen lassen. — Dann wieder hinauf, angezogen, dann zur Großmama frühstücken, dann Klavier exerzieren, Generalbaß, — Hoffmann kommt, entwickelt kabbalistische Mysterien der Musik, die ungeheure Kabale und Schikane ihrer Torsperre; der geniale Hoffmann, der Mann des Ruhmes und der Begeistrung, hebt diese Gesetze mir zulieb auf, namentlich die der Metrik, die so engherzig sind, daß jedem Volksredner in dieser engen Taille der Atem ausgeht. — Jetzt macht mirs Freude, zu komponieren. — Hymen der Diane, Päane an Dionysos, von Stollberg übersetzt. — Ja, das macht mir Freude, ich klettere als abends aufs Dach von der Wäschküche, dort erfind ich die wunderlichsten Wendungen. Der Himmel rötet sich davon vor tiefem Mitgefühl, und die Sterne drängen sich herbei und lauschen, und Hoffmann

lauscht auch, er ist unser nächster Nachbar. Meine Stimme ist durchdringend, wär mein Geist es auch! — Hoffmann kommt am Morgen in die Stunde, kann meine Melodie halb auswendig, was ich mit Bleistift notiert habe, kann er meist besser als ich — übers Metrum streiten wir zwar nicht, denn er will durchaus, es soll sein, wie ichs ursprünglich singe, Takt und Auftakt kommen in Subordination und dürfen nicht ihre herkömmliche Observanz mehr geltend machen, er sagt, wenn ich mich hineinstudiere, so wirds der Musik eine neue Bahn brechen. Närrischer Kerl! willst mir schmeicheln, mir Mut machen zum Lernen; weiß ich doch, daß ers mir weismacht, so trägts doch meine Begeistrung unendlich hoch! zu Unerhörtem noch Ungehörtem. Hoffmann machte als ein kraus Gesicht. — Aber denk doch — bald gewöhnte er sich — nein, er verliebte sich hinein — und letzt, als er in einem Konzert phantasierte auf dem Klavier, hat er alles ineinander geflochten; es war schön, ja so begeisternd schön, ich wußte nicht, was ich hörte, ich konnte meinen Ohren nicht trauen! Es kam mir so deutlich vor, als habe ich das gesungen. Als er am andern Tag in die Stunde kam und fragte, wie sein Spiel mir gefallen habe, sagte ich ihm mein Entzücken, aber doch sei es mir so bekannt vorgekommen, ich hätte beinah jede Wendung vorausgeahnt, so fremdartig sie auch geklungen habe. „Ja freilich, es sind Ihre eignen Wendungen." — Gott, ich war ganz beschämt, daß ich so schön

gefunden, was ich selber erfunden hatte, er tröstete mich aber! — er sagte, er habe die Mauer zu übersteigen oft Lust gehabt, allein über einem gelehrten Musiker fallen die andern alten Generalbaß-Tyrannen wie die Krähen her, rupfen und hacken ihn, aber eine unschuldige Liebhaberkomposition berücksichtigten nicht diese alten Hintersassen des Hochmuts und der Pedanterie. Andre mit gesundem Gefühl Begabte werden diese Lieder schon ihrer Eigentümlichkeit halber gern hören und gern nachsingen. Denn aus fremden Landen komme manches in der gestatteten Harmonienfolge Unerhörtes, und doch errege es selbst das verbildete Ohr zum Genuß, glaubt, es wird am End dergleichen keinen Widerspruch mehr erleiden, die unschuldige Weisheit muß sich einschwärzen.
Genug vom Generalbaß. Du siehst, lieber Clemens, daß er seinen Platz in meinen verschiednen Interessen behauptet. — In meinen Heften, die ich vor vierzehn Tage, also zum 1. Mai, geheftet habe und die den ganzen Monat ausdauern sollten, hab ich schon jetzt kaum Platz, Randglossen zu machen, so hats Ideen geregnet mit dem Mairegen. — Ich hatte nämlich aus Pedanterie mir meine Hefte numeriert und eingeteilt auf jeden Tag so viel Seiten, heute in der Geschichte, morgen Musik, übermorgen Ph., ich sags nicht was, aber Philosophie ists nicht, die mich übel anriecht auf Hochdeutsch. — Aber es ist das schönste, weisheitsvollste Wissen für mich, in dem ich unendliche Aufschlüsse finde von Sonne und

Mond und allem, was war und noch sein wird, und hab ich wollen eine Einrichtung der Ordnung machen und einmal Pflichtgefühl spielen, und alles war in schönster Ordnung und Gelöbnisse, sie nicht zu überschreiten. Aber Mirabeau hat Recht behalten, mein Genie hat diese Ketten gesprengt wie ein Pulverturm, der in die Luft flog und alles untereinander warf, es ist kurios mit anzusehen. Aus den vier Heften ist keins zu unterscheiden, was es behandlen soll, schon auf der dritten, vierten Seite ists wie unterirdisch Feuer, das sich aus dem Schoß des Wissenschaftlichen hervorwühlt und wie eine Lava alles verschüttet. Das Erdreich, über das solche Lava sich ergießt, soll am fruchtbarsten werden.

Ich hab schon sehr genug geschrieben! — Doch kann ichs nicht unterlassen, noch alles, was den ganzen Tag mich wie einen Bratapfel auf dem häuslichen Herde dem Feuer aussetzt und gar macht, hier zu notieren. — Auf die Darre bei der Großmama komme ich auch jeden Tag ein paar Stunden, des Unendlichen unendlich viel, was da vorkömmt. — Vorzüglich eine Reise zweier Erdwürmer ihr vorzulesen, welche die Erdschichten untersuchen. Die Großmama schluckt Kohlen, Kalk, Kreide, Kies, Kranitlager hintereinander (fünf K von ungefähr), ich bin immer froh, wenn die guten Herren ins Wirtshaus einkehren, wenn sie die Schnapsflasche herausholen und die Wurst, wenn sie die Nacht-

mütze überziehen und aufs Ohr sich legen, aber ich kann ja nicht mit ausruhen, ich muß gleich weiter — das ist meine peinlichste Zeit, ich seh auch die Großmama oft so stupid an, daß sich die Verwunderung darüber auf ihrem Gesicht malt. — Jetzt denk Dir die Emigrantenangelegenheiten noch alle unter meiner Obhut, alle Wege, wozu einer zu faul ist die Beine aufzuheben, fliege ich im gewaltigen Sturmflug hinab, hinan. Die frühen Morgentauwege, wo ich allemal mit nassem Schuhwerk heimkehre und bringe einen Strauß mit. — Und das ist doch noch nicht alles: Hühner und Hunde der ganzen Nachbarschaft wollen auch sich mit mir abgeben, und Deine Stiefelstrümpfe stellen sich nun gleich einer Heiduckenwache vor die Tür des Gartens des Lebens, „wo die wirbelnden Blüten im Winde sich drehen". — Lied, komponiert von Sterkel. Adieu! —

Liebe Bettine

Ich gebe Dir in wenig Worten eine recht erfreuliche Antwort auf Deinen lieben, tollen, wunderlichen Brief, der wie alle Deine Briefe nicht zu beantworten ist. Denke Dir — in vierzehn Tagen seh ich Dich wieder! — Den 1. Juni bin ich in Frankfurt, und den 1. Juni ist mein lieber Freund Achim von Arnim in Frankfurt! Ritters großer Nebenmann in der Physik. — Die eigentliche große Freude,

die mich hinzieht, ist, daß Du meinen lieben göttlichen Arnim kennen lernen wirst, und ein freundliches Bild mehr in Dein Leben tritt. Es wäre schön, wenn Du um die Zeit in Frankfurt sein könntest, wo nicht! — wo nicht, so bringe ich ihn nach Offenbach! Gott gebe dann besser Wetter als nun, damit Dein Kabinett, der Garten, brauchbar ist, uns drei miteinander zu erfreuen. Versteht sich, daß Du niemand vom Inhalt dieses Briefes erzählst.

Ich schreibe Dir hier einige Lieder der Minnesänger aus dem Altschwäbischen her, die ich, soviel es der Reim erlaubt, übersetzt habe. Es gibt wohl kein Gedicht mit so viel Klang als das erste, es ist vom Herrn Ulrich von Liechtenstein an seine Geliebte, und nun an Dich von mir, an die alles von mir ist.

Wohl mir der Sinne,
Die je mir gegeben die Lehre,
Daß ich sie minne
Von Herzen je länger, je mehre,
Daß ich ihr Ehre
Recht als ein Wunder so sunder, so sehre
Minne und meine sie reine, sie selig, sie hehre.

Selig ich wäre,
Ja ganz ich in Freuden erglühte,
Wollte mein Schwere
Bedenken ihr hohes Gemüte.
Nimmer doch müde
Werd ich zu ringen mit singen im Liede,
Wie ich mir hüte ihr Güte, sie Blume, sie Blüte.

Mit Händen umfalte
Ich flehentlich auch ihre Füße,
Daß wie Isalde
Tristanten sie mich trösten müsse.
Und mich so grüße
Daß ihr Gebäre mein Schwere versüße,
Daß sie mich scheide von Leide, sie Liebe, sie Süße.

All mein Gedanken
Dabei meine Sinn allgemeine,
Gar ohne Wanken,
Besorg[illegible] besonders das Eine,
Wie ich ihr bescheine,
Daß ich nun lange mit Sange sie meine
In stetem Mute sie Gute, sie Reine.

Sehnlich ich ringe,
Daß einstens bei grauendem Haare
Freudig ich singe,
Wie ich ihr Herz noch bewahre.
Traurige Jahre
Wird sie mit Blicken erquicken fürwahre,
Dann wird mein Singen verjüngen die Holde, die Klare.

Es hat mich einige Mühe gekostet, es Dir zu übersetzen, und ich habe es daher, doch fast zu seinem Gewinst, etwas verändern müssen.

Es stund eine Frau alleine
Und harrte über die Heide
Und harrte wohl ihres Lieben,
Ein' Falken sah sie da fliegen.

O wohl dir, Falke, frei du bist,
Fliegst hin, wo dirs am liebsten ist,

Erwählest dir im Walde
Einen Baum, der dir gefalle.

Und also hab auch ich getan,
Ich wählt' mir selber einen Mann,
Den suchten mir meine Augen,
Den halten mir schöne Frauen.

O weh, wann lassen sie mein Lieb,
Hielt ich doch ihre Trauten nie!

Dies und das folgende ist von Herrn Dietmar von Ast, dem Minnesänger.

Auf der Linden obene
Da sang ein kleines Vögelein,
Vor dem Walde ward es laut,
Da hob sich neu das Herze mein,
An einem Ort, da es eh schon war,
Da sah ich Rosenblumen blühn,
Die mahnten mich der Gedanken viel,
Die mich zu einer Frauen ziehn.
Es dünket mich wohl tausend Jahr,
Daß ich in Liebesarmen lag,
Und ohne mein Verschulden gar
Miß ich das nun schon manchen Tag,
Ach, seit ich keine Blumen sah,
Und hörte kleiner Vöglein Sang,
Seit war all meine Freude kurz
Und auch der Jammer allzu lang.

Was Du noch über mein Buch sagst, ist ihm zu viel Ehre angetan, wenn ich Dir nichts davon gesagt habe, wenn ich Dir es nicht in Händen gab, so

iſts, weil ich fühle, daß was Beſſeres in Dir iſt, als alle meine Bücher und Gedanken Dir geben können. —

Den Brief, den Ritter mir über Dein Geſchenk geſchrieben, lege ich Dir hier bei, finde Du den Dank ſelbſt heraus, aber bewahre ja mir den Brief mit den übrigen, die ich Dir letzt ſchickte, denn ſeine Handſchrift iſt mir heilig. Wenn Du doch auch ein Käppchen für den Arnim machen könnteſt, damit wir ihm gleich etwas ſchenken können, da er wohl ſchnell abreiſt, ſo wär das wohl hübſch. Du weißt nicht, wie ich mich freue, daß Du ihn und er Dich ſehen ſoll, er iſt gar zu lieb und luſtig, wie wenige Menſchen auf Erden. Adieu, lieb Kind, ſchreib doch dem Savigny ein oder zwei Worte, wie Du ſonſt auch immer von Zeit zu Zeit ein Blättchen ihm oft ſchickteſt. —

Anmerkungen

Vorbemerkung.

Eine sachlich-chronologische und stilistische Untersuchung über ‚Bettine von Arnims Briefromane' bietet Waldemar Oehlke im 41. Bande der von Brandl, Roethe und Erich Schmidt herausgegebenen ‚Palaestra' (Berlin 1905). Auf den Ergebnissen dieser vortrefflichen Arbeit beruhen im wesentlichen die Anmerkungen dieser Ausgabe.

Abkürzungen.

Br.-M. = Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau. Nach den in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschriften zum ersten Mal herausgegeben von Heinz Amelung. In zwei Bänden. Leipzig im Insel-Verlag 1908.

Gd. = Bettina von Arnim, Die Günderode. Leipzig im Insel-Verlag 1904.

Geiger = Ludwig Geiger, Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV. Frankfurt 1902.

Godwi = Clemens Brentanos Sämtliche Werke. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Band V Godwi. Herausgegeben von Heinz Amelung. München und Leipzig 1909.

Roethe = Gustav Roethe, Brentanos ‚Ponce de Leon', eine Säcularstudie. Berlin 1901.

(Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft d. Wiss. zu Göttingen. Phil.-hist. Klasse. Neue Folge Bd. V, Nro. 1.)

Steig = Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Herausgegeben von Reinhold Steig und Herman Grimm. 1. Band: Achim von Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Stuttgart 1894.

Das zweite Motto ist von Bettine in der Originalausgabe „Holland 1808" datiert, Clemens war aber nur im Frühling 1807 in Holland.

Prinz Waldemar von Preußen, dem der Frühlingskranz gewidmet ist, war ein Sohn des Prinzen Wilhelm, des Bruders Friedrich Wilhelms III. Er wurde geboren am 2. August 1817 und starb am 14. Februar 1849. Nachdem er am 7. September 1844 eine Reise nach dem Orient angetreten hatte, beteiligte er sich 1846 an dem Kampfe der anglo-indischen Expedition gegen die Sikhs.

Nicht so sehr wegen der Dedikation, als aus dem Grunde, weil das Gesetz die hier fehlende Nennung des Verfassers als solchen auf dem Titel forderte, verfiel das Buch der Censur, die der König selbst aufhob. Ausführlich berichtet darüber Geiger S. 54 ff.

Von den Originalbriefen, die dem Frühlingskranz zu Grunde liegen, sind nur zwei erhalten. Reinhold Steig hat beide gelesen, aber leider nur

einen im Augustheft 1892 der ‚Deutschen Rundschau' veröffentlicht. Bettinens Änderungen an diesem Briefe zu beobachten, ist sehr interessant; ich mache daher dankbar von der mir durch die Generaldirektion der Kgl. Bibliothek zu Berlin erteilten Erlaubnis Gebrauch, den Brief wortgetreu abdrucken zu lassen.

Meine liebe Betine!

Da ich vermuthe, daß Dich ein kleiner Aerger weiter nicht ins Grab stürzen wird, so habe ich einigen Lusten mit Dir zu schmählen. Stelle Dir vor Einiges in Deinem Brief hat mir einen unangenehmen Eindruck gemacht, zum Beispiel das mit dem Rosenstöckelchen, es kam mir immer vor, als sei es recht artig, eine gewiße Rührung bei unschuldigen Dingen zu empfinden, ja zur Noth könne man auch sagen, es war mir, als müste ich es umarmen, aber es wirklich zu umarmen, und noch gar dabei zu beten und zu weinen, das geht etwas in die Wildniß, und ist stark Empfindsam, hält auch nicht Stich, stelle Dir vor an welchem knappen Fädenchen die Geschichte hängt, fällt sie, so fällt sie mit der schönsten Empfindung ins Lächerliche, denn eine Gelbe Rübe eine Kartofel sind doch eben so unschuldig als ein Rosenstöckelchen, und dennoch wäre Deine ganze Umarmung verunglückt, wenn das Rosenstöckelchen sich in eine solche Rübe verwandelt hätte, auch hast Du bei näherer Beleuchtung wohl nur einen Erdenen Topf umarmt, wenn ich der Rosenstock gewesen wäre, so hätte ich

gesagt, oho Mamsell, und dann hättest Du Wahrscheinlich gelacht. Ich hoffe Du gewöhnst Dir täglich mehr solche Explosionen ab, Du weist wie oft ich Dir über ähnliche Anfälle gepredigt habe. Auch das lange Herumtragen, und betrachten der Träume ist kindisch, und während man auf eine Menge schöne Empfindungen, die man bei Gelegenheit solcher Träume hat, bei hellem Tag auf eine geträumte Art Stolz wird, vergißt man eine Menge Dinge zu thun, die wirklich, wahr und Pflichten sind. Wie viel gescheider wäre es gewesen, wenn Du auf dem Ball recht vergnügt gewesen wärst, das hätte mir auch mehr Spaß, und Dir und andern mehr Vergnügen gemacht. Sehr artig wäre es, wenn Du doch einmahl Deine Träume gern näher überlegst, die Nacht drauf in einem neuen Traum den vorigen zu überlegen, bei Tag aber recht lustig und vergnügt, und fleisig zu sein. Denn sonst läufst Du Gefahr, einem gewißen Mann ähnlich zu werden, der sehr bewandert in der Sternkunde war, und alle Augenblicke in einen Graben fiel, ja endlich elendiglich in einem Brunnen ersoffen ist, weil er immer gegen Himmel gukte, Du läufst Gefahr, daß die Leute sagen, sie ist sehr klug im Traum aber nicht recht gescheid im Wachen. Daß Dir der Rosenkranz gefällt ist mir lieb, aber daß ich mich etwas schenirt finden würde, Dich auf der Altan zwischen alten Dächern und Bedienten Stuben an einem Bohnenkasten mit ihm um den Hals zu finden, ist auch wahr. Ich

bitte Dich um des Kaisers seinen Bart willen, werde nicht empfindsam und laße Dich nicht von dem Liede der Kazzen sogar rühren. Gehe spazieren, gebe Dich mit der Toni, mit der Lotte ab, und freue Dich ihrer vernünftigen Kälte, ich fürchte immer die klagende, kränkliche Gesellschaft der Gundel macht Dich täglich zimperlicher, ich bitte Dich um alles in der Welt, werde mir keine Serapfine Hohenacker die Geisterseherinn, wahrhaftig dann must Du am Ende verzweiflen, denn ich werde alle Tage gescheuder, und unempfindsamer, es ist ein miserables Leben um einen empfindsamen Menschen in der Welt, und zwar grade, weil die Welt nichts weniger als empfindsam ist, und einem kein Baum aus der Weg geht, oder beweint, wenn man sich ein Loch an ihm in den Kopf stößt. Wenn Du überdem wüßtest, wie man durch Verstopfungen im Unterleib zu all diesen wunderlich zärtlichen Empfindungen kommen kann, und daß die Beseßnen, und die Hexen in den vorigen Jahrhunderten nicht anders als solche verstopfte Personen waren, so würdest Du Dich noch mehr hüten, in eine solche Empfindsamkeit zu fallen, dagegen hilft oft, viel Körperliche Bewegung, Beschäftigung, Vermeidung aller Liebesgedanken und dergleichen. Der empfindsame bringt auch nie etwas hervor, weil er sich keines Dinges bemächtigen kann, sondern nur von allem überwältigt wird. Ich habe überhaupt einen entsezlichen Wiederwillen gegen die Empfindsamkeit, denn sie wird über nichts empfind-

samer, als wenn man sie für eine Kränklichkeit erklärt, da sie doch eine Feinheit der Seele sein will. Waß ich aber unter Empfindsamkeit verstehe, wirßt Du wohl wißen, und eben deswegen ist Dir es vielleicht recht nüzlich mit Toni oft zu sein.

Nichts vor ungut, Du weißt, das ich Dich vernünftig liebe, und es gut meine. Es würde mich freuen wenn Du etwas Geschichte läsest und außerdem meistens Göthe und immer Göthe, und vor allem den 7. Band der neuen Schriften, seine Gedichte sind ein recht Antidotum der Empfindsamkeit. Aber als Geschichte rathe ich Dir vor allem Müllers Schweizergeschichte, es ist etwas himmlisches, ich glaube Leonardi hat sie, es sind zwar einige dikke Bände, aber desto länger dauert die Freude, sezze Dir täglich ein paar bestimmte Stunden an, in denen Du drinnen ließt. Wenn Du Dich meines heftigen Unwills erinnerst, den ich in Offenbach hatte so oft ich schlechte Bücher bei Dir fand, so wirst Du mit Recht Dich verwundern, daß Du jezt vermutlich alles ließt waß Dir vorkömmt, überhaubt ist es mir sehr verdrüßlich, daß Du mir nichts von Deiner innern Bildung schreibst, mich nicht fragst, waß Du lesen sollst u. d. g., waß will und soll Deine ängstliche Liebe mit mir, wenn sie nur ewig wiederholt, waß nun einmahl da ist, nehmlich daß wir uns gern haben, und dies ist recht wie es bei Geschwistern sein soll; aber beßer wäre es, wenn Du Dein Vertrauen zu mir, so benuzztest, daß Du mir Einfluß

in Deine Bildung gönntest, daß Du mich über alle Lektüre um Rath fragtest und dergleichen. Um noch eins bitte ich Dich in Deinen Briefen, nehmlich gebe mir immer davon Nachricht, sobald irgend etwas bedeutendes im Hause vorfällt, von jeder Reiße, so bald Du etwas davon erfährst. Meine Briefe an Dich zeige Niemand, wenn die Gundel betrübt ist, wie immer ohne Ursache, so habe mitleid mit ihr, suche sie aber nicht etwa zu trösten, indem Du Dich zu ihr gesellst, und beim Lichte besehen endlich eben so erbärmlich betrübt wirst, der Umgang mit solchen Leuten ist deprimirend und zerstört alle Kraft in uns. Das Du übrigens dieses nicht so wörtlich nimmst wie Eulenspiegel, hoffe ich. Auf den Ofenschirm freue ich mich sehr. Du könntest mir einen großen Gefallen thun, wenn Du doch ohne Übereilung oder Faulheit, ein halb Duzzend leinene Stiefelstrümpfe strickte st, aber nichts weniger, als fein, sondern nur stark und derb, die Toni wird so gütig sein, Dir das Garn zu besorgen. Auch höre ich gar nichts mehr vom Lulu oder Meline, es thut mir leid, daß Du diese Deine getreuen Gespielinnen beinahe ganz vergeßen zu haben scheinst. Daß Sanna Hut nicht in Frankfurt bleibt ist sehr böß, aber schreiben mußt Du ihr. Schicke mir doch mit umgehender Post, einige Loth der besten Schwarzenkreide die zu haben ist auch etwas weiße, in Düßeldorff hatte man pariser schwarze, die war rund und glänzte von außen, auch englische ist mir lieb, wenn Du sie nicht bei Reins=

heimer kriegst so ist sie vielleicht sonst zu haben, es ist für einen armen jungen hier, der ganz vortreflich zeichnet, schicke sie aber ja gleich. Du kannst sie mit dem Ofenschirm schicken, wenn er noch nicht abgegangen ist. Du fragst ob Dich Savigny vergeßen habe, das ist auch so eine Frage, es wäre sehr gegen die Natur wenn er Dich vergeßen hätte und eben so lächerlich, wenn er immer an Dich dächte, er hat seine Studien, und seine Freunde, und denkt an sie, wenn sie ihm ins Gedächtniß kommen. Daß er der Gundel viel schreibt, das muß Dich nicht wundern, die Gundel hat ihn sehr nöthig, und begehrt vermuthlich oft einen Trost, oder Rath von ihm, auch ist er ein genauer Freund Winkelmanns, den sie wahrscheinlich noch sehr liebt, und Savigny, der immer wohltätig und helfend ist, nüzzt ihr unstreitig viel. Ich lese nie eine Zeile von ihm an sie, oder von ihr an ihn, wenn gleich Savigny alle meine Briefe ließt die ich bekomme und schreibe, doch nun das leztere nicht mehr, und das erstere seltner. Savigny kann sich nie entschließen die zweite Person in einem Verhältniße zu sein, und deswegen schreibt er Dir vermuthlich weniger, ich finde das auch natürlich, da er in Sachen des Umgangs ganz anders denkt, als ich, so würden wir uns oft stören, und Du hast ja ohne dem genug an mir, sei kein Allmein. Schike mir die Kreide, stelle Dich nicht so entsezlich heilig, nehme das Leben leicht und Deine Pflicht ernst, lerne mit vernünftigen Leuten, und der

Toni lustig und fröhlich umgehen und habe mich in vernünftigem Angedenken

Dein ehrlicher Clemens.

Wenn Du viel darüber klagen solltest, daß Dir Savigny selten schreibt, so ist dies eben so Verkehrt, als wenn die Gundel mir klagt, ich schreibe ihr nicht genug, sind denn die Leute nur auf der Welt, einige Frauenzimmer mit häufigen Briefen zu unterhalten, so etwas ist unbescheiden zu begehren und der Beweiß von Faulheit und Langeweile. Sage der Toni, sie solle mir verzeihen, daß ich ihr noch nicht geschrieben, ich würde ihr nächsten Posttag die Wahrheit sagen, wie ich über alles denke, worüber ich ihr zu schreiben versprochen habe, über Sie, über Dich, über die Gundel und über die Möglichkeit eures Umgangs. —

Ein Vergleich mit dem Briefe, wie ihn Bettine in den Frühlingskranz (I, 206) aufnahm, zeigt, daß einzelne Sätze und Ausdrücke fortgelassen oder abgeschwächt sind, während der Satz (I, 209) ‚Dagegen hilft oft, viel Körperliche Bewegung, Beschäftigung, Vermeidung aller Liebesgedanken und dergleichen' weiter ausgeführt ist. Die von Clemens 1802 falsch beurteilten Familien-Angelegenheiten sind richtig dargestellt.

Das zweite erhaltene Original, das sich wohl im Besitz der Familie von Arnim in Wiepersdorf befindet, hat Bettine nach Steigs Mitteilung fast wörtlich in den Frühlingskranz übernommen. Es ist dies

der Brief von Clemens (II, 7) ‚Wer diesen Brief von mir erhält, weiß ich nicht!‘ mit den zwei Gedichten ‚Lieb und Leid im leichten Leben‘ und ‚Am Rheine schweb ich her und hin.‘

S. 5. Der erste Brief gehört nicht an den Anfang des Buches, er schließt sich zeitlich wohl an den Brief S. 10 an und würde dann also Ende April 1802 nach Ostern geschrieben sein.

S. 6. Stellen aus Briefen vom Ende März 1801 und April 1802 scheinen zu einem Brief zusammengezogen zu sein.

S. 7. auf der kalten, einsamen Hoftreppe, wo wir die Winde zusammen flüstern hörten. — Vgl. Gd. I, 329: ‚Wir saßen auf der Hoftreppe und ich und der Clemens in der Dämmerung, und schwätzten allerlei‘, — und Gd. I, 330: ‚Der liebste Clemens; — ich mußte ihn küssen in der stillen Nachtdämmerung auf seine leuchtende Stirn unter den schwarzen Locken für seine Liebe. Es ward windig, da saßen wir beide in seinen Mantel gewickelt, und sahen den Wolken zu, wie sie sich eilten.‘

S. 8. Antwort auf einen Teil des vorigen Briefes. Datum: Marburg, März 1801.

S. 10. Zwei Briefe aus dem Frühling 1801 und vom 22. März 1802 sind ineinander verarbeitet. Ausführlich darüber Roethe 7[1] und Oehlke 252 ff.

S. 12. Marburg, Frühjahr 1801.

S. 14. Frühjahrs- (25. März) und Sommerplaudereien über die Stickerin aus dem Jahre 1801 sind zu einem

künstlerischen Ganzen zusammengearbeitet. (Oehlke 255.)

S. 19. Marburg, Ende März 1801. — ‚Du möchtest Latein lernen.‘ — Vgl. dazu S. 26 und Gd. I, 350—351: ‚Da sagte sie: lern doch Latein, und ich versprachs ihr.‘

S. 24. Offenbach, Ende März 1801. Der Feiertag, an dem Bettine nicht schreiben konnte (S. 25), ist wohl das Fest Mariä Verkündigung am 25. März.

S. 28. einen alten Brief vom Lavater, der schon drei Jahr alt ist, kurz vor seinem Tod geschrieben. — Lavater starb 1801, die Stelle muß also eingeschoben sein.

S. 32. April 1801. Einige Stellen sind wohl interpoliert.

S. 39. Offenbach, April 1801.

S. 43. ich hab Melodie gemacht auf ein Lied aus dem Sänger. — ‚Der Sänger‘, Fragment einer Erzählung mit poetischen Einlagen von Clemens, anonym abgedruckt im ‚Kalathiskos‘ von Sophie Mereau. I, 151 (Berlin 1801).

S. 43. Clemens wurde am 21. Mai 1801 in Göttingen immatrikuliert (Roethe 7). Der Brief stammt also aus dem Mai 1801.

S. 45. Den in Offenbach begonnenen und auf der grünen Burg, einem Gut bei Frankfurt, fortgesetzten Brief datiere ich gegen Oehlkes Ansicht auf Juli 1801, denn ‚der Sommer steht inmitten seiner Glut‘, und ‚die Linden blühen‘.

S. 50. Der Anfang des Briefes deutet zwar eine Antwort auf den vorhergehenden an, aber das Liebesabenteuer mit Walpurgis in Rüdesheim hatte Clemens im Sommer, etwa im August 1800. Roethe weist S. 6 und 7 auf die Anklänge an ‚Godwi' und ‚Ponce' hin: die Worte ‚Der liebe Gott hat Schätze in ihre Augen gelegt und einen Liebreiz in ihren Mund, daß man einen Tempel mit diesen Schätzen könnte errichten', erinnern an Ponce IV, 8, wo es auch von der Geliebten heißt, ‚hat sie vieles schon gegeben, so schön, so ohne Anspruch, wie der Engel gibt, so hast du einen Schatz gesammelt, und baust einen Tempel auf.' Deutlicher noch zeigen sich die Beziehungen in dem Satze S. 51: ‚Es ist ein alt Sprichwort, wo Schätze liegen, stellt der Regenbogen seinen Fuß auf, aber es ist böse, es ist ein Aberglaube', zu ‚Ponce' III, 13: ‚Wo Schätze tief in der Erde verborgen sind, erscheint oft ein Feuer in der Nacht, auch stellt der Regenbogen seinen Fuß dahin. Das Vortreffliche bleibt nie geheim. — Es ist ein schöner Aberglaube,' und zu ‚Godwi' S. 63: „der Fuß des Regenbogens, unter dem in meinem Vaterlande ein freundlicher Aberglaube Schätze wähnt."

S. 56. Der Schluß des Briefes von den Worten an: Es ist wieder Abend, ist, wie Roethe bemerkt, teilweise wörtlich aus dem ‚Godwi' S. 148 bis 149, 140, 143—144 übernommen.

S. 58. Offenbach, Sommer 1800. — Bettine hat das Melodrama der Walpurgisliebe am Pfingsttag

24. Mai 1801 erdacht (S. 61), sie verlegt den Brief also auf Ende Mai 1801, aber damals war ja Clemens in Göttingen und nicht in Rüdesheim. 1804 (S. 61) ist wohl ein Druckfehler, denn im Frühling dieses Jahres war Clemens längst mit Sophie verheiratet, am 11. Mai wurde ihm sein erster Sohn geboren.

S. 64. Rüdesheim, Sommer 1800; dazu Bettinens Interpolationen für Pfingsten 1801.

S. 68. Sommer 1800.

S. 71. Mainz, Sommer 1800.

S. 72. Jena, Sommer 1800.

S. 75. Offenbach, Sommer 1800.

S. 76. wo ich einstens schon Herder ... angestaunt hatte. — Herder war erst 1802 bei Sophie von la Roche, Frau von Krüdeners Besuch erfolgte nach L. Assing (‚Sophie La Roche' 342) im Jahre 1803.

S. 82. Marburg, Herbst 1800.

S. 87. Der Brief scheint zusammengesetzt zu sein aus drei Vorlagen vom Herbst 1800, April 1801 (Magnetiseur) und September 1802. Clemens schreibt am 8. September 1802 an Arnim: ‚Dalton ist noch immer in Frankfurt und zieht mit Buch an den Rhein.' (Steig 45.)

S. 97. Auch dieser Brief besteht aus mehreren Originalen und hat eine starke Überarbeitung erfahren. Das ist mein Namenstag (19. November), also heut ist der 4. November, aber die Winterbirnen hängen noch, und der erste Reif war heut Nacht.

Der erste Nachtfrost war 1801, wie Oehlke feststellt, in der Nacht vom 2. zum 3. Oktober. Die Erfindung der Draisine machte Herr von Drais erst 1817 in Mannheim.

S. 100. Der Brief ist in seinem wesentlichen Inhalt wohl auf eine Vorlage aus Marburg, Mitte Januar 1802, zurückzuführen.

S. 110. Dezember 1801 oder 1800. — Allerdings antwortet der Brief auf einige Stellen des vorigen, aber die Antworten beziehen sich wohl auf Interpolationen.

S. 114. Die Kindheitsgeschichte erzählt Bettine auch in Gd. II, 226 und in ‚Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.'

S. 120. Marburg, Mitte Januar 1802.

S. 123. Offenbach, Januar 1802.

S. 134. Marburg, Januar 1802.

S. 139. Oehlke datiert diesen Brief auf den 28. Mai 1804 und begründet S. 264 seine Ansicht damit, daß Clemens an diesem Tage seiner Schwägerin Toni geschrieben habe: ‚Hier lege ich einen Brief bei (an Bettine); es ist eine kleine Abhandlung über Lüge und Wahrheit im weitesten Sinne.' Die Abhandlung, auf die Bettine auch Caroline von Günderode (Gd. II, 152) Bezug nehmen läßt, stehe in diesem Brief. Dies ist allerdings richtig, aber jener Brief von Clemens an Toni ist undatiert, er folgt in ‚Clemens Brentanos Gesammelten Schriften', 8. Band S. 122, auf den Brief vom 28. Mai 1804, in dem

Clemens die Geburt seines ersten Sohnes anzeigt. Diese beiden Briefe hat Oehlke irrtümlicherweise unter ein Datum gebracht. Der undatierte Brief an Toni beginnt zwar: ‚Es rührt mich herzlich, daß Du Dich so schön für das Kind interessirt hast', aber könnte mit dem Kind nicht Bettine gemeint sein? Die Reihenfolge der Briefe in den ‚Gesammelten Schriften' ist kein Gegengrund.
Dieser Brief paßt meiner Ansicht nach ganz gut in den gegebenen Zusammenhang des Frühlingskranzes, also: Marburg, Februar 1802.
S. 155. Offenbach, Februar 1802.
S. 161. Marburg, Februar 1802.
S. 162. Offenbach, Anfang Mai 1802, wohl mit Interpolationen aus einem früheren Brief. — Die Antwort s. S. 222.
Satire, s. Register.
S. 178. Marburg, Mitte März 1802.
S. 186. Offenbach, Frühjahr 1802; ob das S. 188 angegebene Datum 7. Mai für den ganzen Brief gilt, erscheint fraglich.
S. 191. Marburg, Anfang Mai 1802.
S. 199. Offenbach, Mai 1802.
S. 206. Marburg, Mai 1802. — Vgl. den S. 229 ff. abgedruckten Originalbrief.
S. 212. Offenbach, den 15. Mai 1802.
S. 217. Franken in Ägypten — ‚Der Franke in Ägypten' von Caroline von Günderode ist abgedruckt Gd. II, 268.

S. 222. Tür des Gartens des Lebens. — Das sehr häufig komponierte Lied Rosemanns verbreitete sich am meisten in Zelters Melodie. Sterkels Composition erschien in seiner ‚Sammlung neuer Lieder', Würzburg o. J. (Max Friedlaender, Das Deutsche Lied im 18. Jahrhundert. II, 419. Stuttgart 1902.) Zuerst erschien das Gedicht in der ‚Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1784. Göttingen bey Johann Christian Dieterich' S. 189. Es lautet:

Der Garten des Lebens.

Der Garten des Lebens
Ist lieblich und schön!
Es keimen und sprossen,
Auf lachenden Höhn,
In Tagen des Lenzes,
Der Blüthen soviel!
Da treiben die Weste
Manch fröhliches Spiel!

Ihr Spiel in den Wellen
Des Grases ist schön!
O! sieh! wie die Blumen
Im Winde sich drehn!
Sie wiegen die Wipfel,
Die Kelche so blau
Und schütteln vom Wipfel,
Vom Kelche den Thau.

Und Quellen der Freude,
So lieblich und hehr,
Durchwässern den Garten
Und rieseln einher.

Sie tanzen in Bächen
Durch Blüthen dahin,
Durch Blüthen des Mayes
Und murmeln und fliehn.

Doch währt es nicht ewig;
Der Frühling entflieht;
Die Blumen sind all', eh
Wir wähnten, verblüht.
Das duftende Veilchen
Es duftet nicht lang;
Und welkt es, dann wird's mir
Im Busen so bang!

Noch blühet der Garten,
Noch säuselt der Wind,
In Zweigen und Blüthen,
So kühlend so lind!
Und führet in Kreisen
Den Mayduft umher!
Noch blühet der Garten
So lieblich und hehr!

Doch weh! wenn der Herbstwind
In Zweigen sich regt,
Die Bäumchen entblättert,
Die Blüthen zerschlägt!
Wenn sinken im Winde
Die Blumen hinab!
Wohl ist dann der Garten
Des Lebens ein Grab. —

Und, weh! wenn der Frühling
Des Lebens versiegt!
Die Quelle der Freuden
Im Alter versiegt!

Wenn darbet der Wonne
Das Alter! — o Freund!
Unfreundlich und düſter
Das Alter mir ſcheint.

Wir wallen den Garten
Hinab und hinan;
Noch rinnt uns die Quelle
Die geſtern uns rann.
Weg Sorgen und Bangen,
Das Unkraut, forthin!
So lange die Blumen
Des Lenzes uns blühn!

Und fallen ſie unter
Des wallenden Tritt,
Die duftenden Blumen,
So fallen wir mit.
Die Erde, der ehmals
Das Veilchen entſproß,
Die öffnet auch uns dann
Den kühligen Schoß.

S. 222. Marburg, Mitte Mai 1802.

S. 225. Was du mir über mein Buch ſagſt. — Vgl. dazu S. 163.

S. 226. Den Brief, den Ritter .. geſchrieben. — Antwort auf Bettinens Frage S. 175: ‚Hat mir denn der Ritter nicht danken laſſen?‘

LG
B839f
123567
Author Brentano, Clemens
Title Frühlingskranz. Vol.1

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU